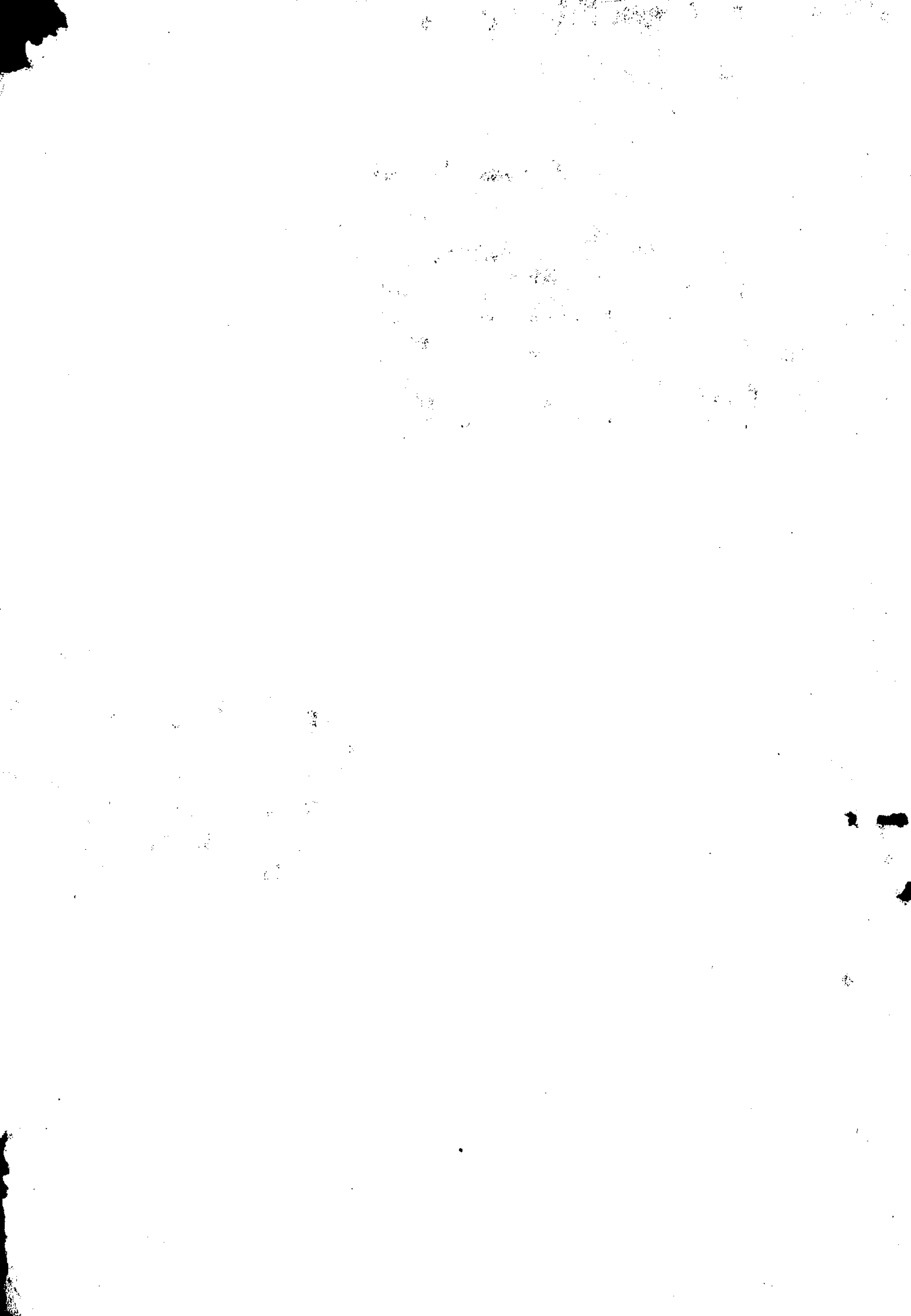


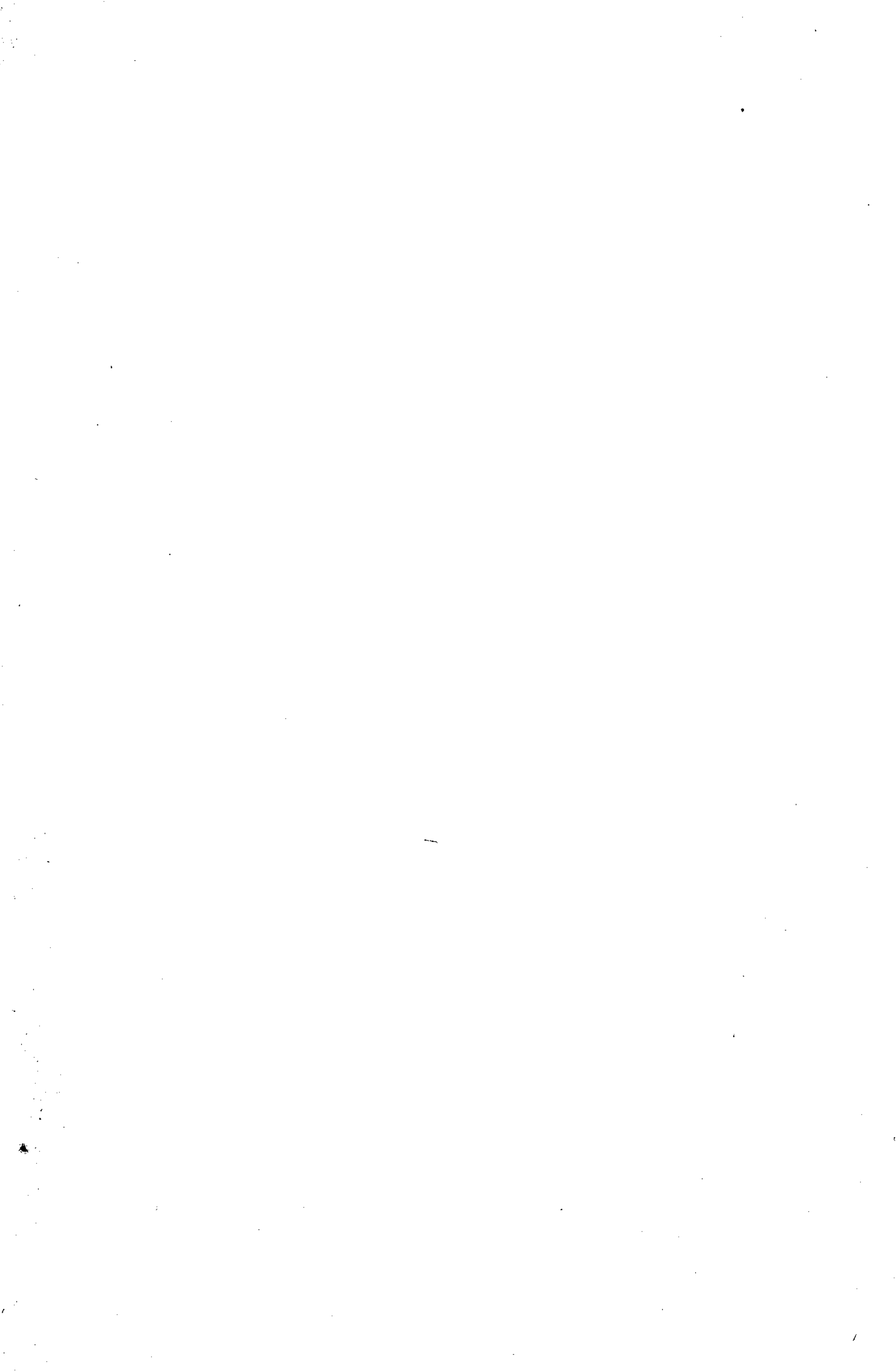
Zwischen Storting und Downing-Street

Schicksalsstunden eines Volkes. Ein Tatsachenbericht zusammengestellt auf Grund authentischer Dokumente.

Deutsch-Norwegischer Verlag - Oslo



Zwischen Storting und Downing Street



Zwischen Storting und Downing Street

Ein Tatsachenbericht
über Schicksalsstunden des
norwegischen Volkes,
zusammengestellt
auf Grund authentischer
Dokumente

Deutsch-Norwegischer Verlag
Oslo

Der vorliegende Tatsachenbericht «Zwischen Storting und Downing Street» wurde auf Grund authentischen Materials zusammengestellt und ist erstmalig in der «Deutschen Zeitung in Norwegen» veröffentlicht worden. Das grosse Aufsehen, das dieser Bericht erregt hat, dokumentierte sich in dem tausendfach an den Verlag herangetragenen Wunsche, diesen Tatsachenbericht in Buchform erscheinen zu lassen. Der Verlag der «Deutschen Zeitung in Norwegen» hat sich daher zur Herausgabe im eigenen Buchverlag entschlossen.

100.—200. Tausend

Deutsch-Norwegischer Verlag, Oslo
Druck: Centraltrykkeriet A/S, Oslo

Politischer Lunch

London, 2. Februar 1940

Im Festsaal des Hauses Phillimore steht eine gedeckte Tafel, die nicht nach Krieg und Rationierung aussieht. Die Küche hält die Teller gewärmt. Die Dienerschaft wartet auf den letzten Wink. Die Gäste stehen in den Gesellschaftszimmern herum und machen Konversation.

Es ist fünfundzwanzig Minuten nach zwölf, und um zwölf sollte das Essen beginnen.

Der Gesellschaft gehören auffallend viele Skandinavier an — hochgewachsene Norweger, lebhafte Schweden, ernst dreinschauende Finnen. Unter den Engländern, die eingeladen wurden, herrschen die Marineoffiziere vor.

Ein junger korpulenter Däne sieht verstohlen zur Uhr und sagt: «Ich kriege allmählich Hunger. Ich bin gespannt, was es gibt.»

«Ich bin gar nicht gespannt», sagt ein schwedischer Journalist, der ein großes Stokholmer Blatt vertritt und der wegen seiner Schlagfertigkeit einen gewissen Ruf hat. «Ich weiß schon jetzt, was es gibt. Vorspeise — schwedische Eisenerzbissen. Hauptgang — Karpfen in dänischer Butter, garniert mit Neutralitätsverletzungen. Nachtisch — norwegisches Fruchteis à la Narvik.»

Nicht viel ernster sind die Gespräche, die Mr. Alexander mit den Gästen führt. Dieser elegante Plauderer (Mitglied der Labour-Party und bald darauf Erster Lord der Admiralität) hat sich jetzt dem norwegischen Journalisten Martinsen zugewandt.

«Sie kennen Mr. Churchill?»

«Bisher nur aus Bildern und Anekdoten», antwortet Martinsen.

«Es gibt wenige Männer im Empire, die so interessant sind wie dieser Mann mit der Zigarre.»

«Was die Zigarre angeht», sagt Martinsen, «hört man vielfach die

Ansicht, daß es sich da um einen kleinen Propagandatrick handelt. Das Firmenschild der Firma Churchill.»

«Sagen Sie das nicht, Churchill ist immer ein starker Raucher gewesen. Man erzählt sich, daß ihm der Diener die Zigarrenkiste schon morgens ans Bett bringen muß. Ja, manchmal raucht er sogar in der Badewanne. Churchill verläßt sein Haus nie ohne eine vollgestopfte Zigarrentasche . . .»

Alexander unterbricht sich plötzlich. Auch alle anderen Gespräche verstummen.

Ein untersetzter kräftiger Mann wird hereingeführt: Mr. Churchill.

Während er sich bei der Dame des Hauses wegen seines Zuspätkommens entschuldigt, gehen seine Blicke schon prüfend über die Versammlung hin.

Die Diener tragen die Schüsseln herein. Das Essen beginnt. Aber der Speisenfolge, die Mrs. Phillimore so viel Aufwand gekostet hat, wird wenig Interesse zugewandt. Der Sinn dieses Lunches ist keineswegs gesellschaftlicher Natur.

Churchill, das Fischmesser in der Hand, redet. Er redet unaufhörlich. Er ist gerötet, und es scheint nicht der Wein allein zu sein, der ihn in Wallung bringt.

«Ich habe mich sehr gewundert», ruft er über den Tisch hin, «wirklich, meine Herren, ich habe mich sehr gewundert, wie meine Rede an die Neutralen von denen aufgenommen wurde, an die sie gerichtet war. Ich frage mich, ob man in gewissen Hauptstädten Europas eigentlich begriffen hat, um was es heute geht. Man macht diesen Leuten klar, daß England diesen Krieg nicht bloß für sich selber führt, sondern mindestens ebensosehr auch für die Neutralen. Was ist der Erfolg? Zurückhaltung, dumme Rederei, gute Ratschläge, offene Ablehnung, peinliches Betroffensein — — — Man könnte die Lust verlieren.»

Peinliches Betroffensein ist auch hier der Erfolg. Die Gäste, die an dieser Tafel sitzen, sind vorwiegend «Neutrale», und die Heftigkeit, die Churchill an ihren Regierungen ausläßt, gilt auch ihnen. Wenn sie bisher nicht wußten, warum sie zu diesem Lunch geladen wurden — jetzt wissen sie es.

Unter vier Augen

Die Gesellschaft hat sich in kleine Gruppen aufgelöst, die über die einzelnen Räume verteilt sind. Churchill hat in die Zigarrenkiste gegriffen und geht von Gruppe zu Gruppe. Er verrichtet propagandistische Kleinarbeit.

«Sehen Sie mal», sagt er zu Herrn Martinsen (von dem bekannt ist, daß er die besten Beziehungen zum norwegischen Gesandten Colban hat), «mit euch Norwegern da drüben bin ich noch nicht so ganz zufrieden! Ja, lassen Sie nur! Sehen Sie, ab und zu gehen noch deutsche Schiffe mit Eisenerz beladen von Narvik nach Deutschland.»

«Ja, aber wir müssen doch wenigstens ab und zu ein deutsches Schiff nach Narvik kommen lassen . . ., sonst fällt es doch zu sehr auf, daß wir gegen die Deutschen . . .»

«Verstehe ich alles, aber ihr müßt doch bedenken, daß man aus dem Eisen Kanonen macht, die sich gegen England richten — gegen dasselbe England, das für die Freiheit Norwegens aufmarschiert. Nennen Sie das Freundschaft?»

«Immerhin haben wir mit England einen Tonnagevertrag, und es gibt manchen norwegischen Seemann, der bei der England-Fahrt den Tod gefunden hat.»

«Natürlich. Ja doch, lieber Martinsen. Aber das alles ändert nichts an der Tatsache, daß ihr deutsche Schiffe in einen norwegischen Hafen läßt. Wenn sich das nicht ändert, ja, dann weiß ich nicht, welche Folgen das für unsere Freundschaft haben kann. Außerdem haben deutsche U-Boote eure Dreimeilenzone dazu benutzt, um englische Frachter zu torpedieren. Das geht zu weit, wissen Sie!»

«Entschuldigen Sie, das ist ein Irrtum. Professor Koht hat nachgewiesen, daß es sich da um übertriebene Zeitungsberichte handelt. Die Schiffe sind keineswegs innerhalb der Dreimeilenzone . . .»

«Was, englische Zeitungsberichte übertrieben?! Ihr habt doch im Grunde die Aufgabe, alles das, was unsere Zeitungen über euer Land in diesem Kriege schreiben, immer nur zu bestätigen, damit wir den Deutschen . . . . Na, Sie wissen schon! Und da versucht Ihr Außenminister unsere Berichte zu korrigieren, um sich den Anschein eines völlig Neutralen zu geben — aber ihr scheint wohl Angst zu haben? Oder?»

Die Situation war für beide Männer nicht mehr angenehm, sie hatten sich da in ein Thema hineingeredet, das plötzlich durch das Hinzutreten von Mr. Alexander abgebrochen wurde.

Wenn ich schwedischer Minister wäre

«Hallo, Mr. Alexander», ruft Churchill, «Sie kommen wie gerufen. Ich bin eben dabei, dem Herrn Martinsen auseinanderzusetzen, daß die Geschichte da oben in Narvik nicht so weitergehen kann. Lieber Herr Martinsen, Sie müssen es sich selber und allen Ihren Landsleuten klarmachen — wenn die Neutralen am Leben bleiben wollen,

muß England gewinnen. Wenn Sie wollen, daß England gewinnt, dann müssen Sie uns helfen. Ich sage euch eins, der Krieg wird euch nicht erspart bleiben. Finnland ist im Kampf gegen Rußland. Das ist eine Chance, wie sie vorläufig nicht wiederkommen wird. Es ist alles so einfach, so unglaublich einfach. Schlagt euch auf die Seite Finnlands. Ihr würdet ein gutes Werk tun. Ihr würdet bei euren Leuten Verständnis finden. Ihr würdet uns Gelegenheit geben, euch zu helfen. Ihr seid auf unserer Seite. Was sagen Sie, Alexander?»

«Ganz meine Meinung», sagt Alexander.

Herr Martinsen benutzt die kleine Pause, um eine Frage einzuwerfen: «Und die Deutschen?»

«Die kommen vielleicht. Aber ehe sie kommen, sind wir da. Ich bin der Lord der Admiralität, und auch Herr Alexander ist kein Neuling auf diesem Gebiet. Sie reden hier mit kompetenten Leuten. Das versprechen wir Ihnen: die britische Flotte ist da, wenn sie gebraucht wird. Aber ihr müßt das eure tun. Ihr müßt vor allem mit diesem verdammten Erz Schluß machen.»

«Es ist schwedisches Erz.»

«Natürlich. Auch die Schweden müssen bearbeitet werden.» Churchill bläst den Rauch seiner Zigarre beiseite und sieht ihm mit halbgeschlossenen Augen nach. «Ich habe mir Gedanken darüber gemacht. Die Sache ist gar nicht so kompliziert, wie sie aussieht. Wenn ich schwedischer Minister wäre, würde ich den Deutschen folgendes sagen: ‚Meine Herren, Sie können nicht bestreiten, daß sich das Königreich Schweden alle erdenkliche Mühe gab, den Wünschen nachzukommen, die das Deutsche Reich in bezug auf die schwedischen Eisenerze hatte. Wir bedauern indessen, unsere Lieferungen nunmehr einstellen zu müssen, da die Verhältnisse sich in den letzten Wochen grundlegend geändert haben. Der finnisch-russische Krieg hat den Norden zur äußersten Anspannung der Wachsamkeit und zu einer starken Vermehrung der Eigenproduktion veranlaßt. Außerdem ist ein erheblicher Teil unserer Bergleute mobilisiert worden. Schweden ist daher ab heute nicht mehr in der Lage ....'
Wie finden Sie das, Alexander?»

«Ein echter Churchill», sagt Alexander.

Herr Martinsen scheint nicht so begeistert zu sein: «Das alles ist vom britischen Gesichtspunkt aus gesehen. Ich bin Norweger. Norwegen ist neutral ....»

«Ihr mit eurer ewigen, dreimal verfluchten Neutralität!» ruft Churchill, der in seiner Erregung alle Formen beiseiteläßt. Er sieht der Asche nach, die er beim Herumfuchteln mit seiner Zigarre verlor. «Geht zum Teufel mit eurer Neutralität! Es ist Krieg, Herr

Martinsen! Das Schicksal Europas steht auf dem Spiel! Da kommt man nicht mit Neutralität und solchem Krimskrams. Ich will Ihnen etwas sagen — ich habe mir schon mehr als einmal gewünscht, daß ihr alle miteinander offen auf die Seite der Nazis tretet. Dann wäre Klarheit in der Sache. Dann brauchten wir keine Reden zu halten. Dann würden wir uns an euren Küsten die Stellen aussuchen, die wir brauchen, und der Fall wäre erledigt!»

Herr Martinsen kneift den Mund zu. Sein Schweigen ist deutlicher als irgendeine Antwort, die er auf diese Zynismen geben könnte.

Auch Alexander findet offenbar, daß Churchill da etwas zu weit gegangen ist. «Diese nordische Mentalität», sagt er vermittelnd, «ist eben eine Sache für sich.»

«Mag sein», sagt Churchill, der vor Erregung immer noch rot ist. «Meinetwegen. Aber es hat alles seine Grenzen. England ist großzügig. Es gibt Garantieversprechen. Es hat den Norwegern die Unantastbarkeit ihrer Grenzen garantiert, und der Dank dafür besteht aus Eisenerz, das die Deutschen bekommen.»

«Garantieversprechen?» fragt Martinsen mit einiger Verwunderung.

«Ein kleiner Irrtum des Ministers», sagt Alexander, indem er sich erhebt. Und im Weggehen flüstert er dem Norweger zu: «Ein echter Churchill.»

— — —

«Dieser Mister Churchill ist unglaublich», erklärt Herr Martinsen am nächsten Morgen dem Gesandten Erik Colban.

Martinsen ist im Begriff, über diesen politischen Lunch Bericht zu erstatten. Er macht das sehr ausführlich. Er hat sich gleich gestern, unmittelbar nach dem Essen, Notizen gemacht.

«Stellen Sie sich vor, Churchill war allen Ernstes der Auffassung, daß wir mit England einen Garantievertrag abgeschlossen hätten.»

«So ist er», sagt Colban.

«Und von der letzten großen Rede des Außenministers Koht hatte er nicht die geringste Ahnung. Er war merklich überrascht, als ich ihm davon erzählte.»

«Oh, ich kenne ihn», sagt Colban. «Das sieht ihm ähnlich. Ich glaube, wenn man ihn nach der Hauptstadt Norwegens fragt, so wird er zwischen Kopenhagen und Stockholm schwanken. Na, lassen wir das. Selbstverständlich müssen Sie mir von Ihrem interessanten Erlebnis einen schriftlichen Bericht geben, einen sehr ausführlichen und detaillierten Bericht. Schreiben Sie ruhig auch Ihre kleinen persönlichen Beobachtungen dazu. Es schadet nichts, wenn die Herren in Oslo von Zeit zu Zeit hören, wie die Leute aussehen, mit denen wir uns hier herumzuschlagen haben.» — — —

Der norwegische Gesandte bekam den gewünschten Bericht und schickte ihn mit einem Begleitschreiben vom 5. Februar 1940 an das Außenministerium in Oslo.

Soll ich schießen?

16. Februar

Auf der Marinestation Horten, der die Küste von der schwedischen Grenze bis hinauf nach Stavanger untersteht, trifft am späten Nachmittag dieses Tages ein ungewöhnlicher Funkspruch ein.

Der Offizier vom Dienst, dem man die fertig ausgeschriebene Meldung vorlegt, überfliegt sie und springt auf:

«Ist der Admiral da?»

Der Wortlaut des Telegrammes hat militärische Kürze, ist aber ausführlich genug, um anzudeuten, daß hier ein Ereignis ersten Ranges bevorsteht.

Der deutsche Dampfer «Altmark», der in südlicher Richtung an der norwegischen Küste — innerhalb der Dreimeilenzone — entlangfährt, ist von sechs englischen Zerstörern belästigt worden. Einer der Engländer kam dicht heran und machte den Versuch, das deutsche Schiff zu entern. Auf dem Deck stand schon das Enterkommando, Männer mit Stahlhelm, Karabinern und Revolvern. Wenn es nicht zum Entern kam, so lag es an einem geschickten Manöver, das die «Altmark» ausführte. Sie drehte auf den Jössingfjord zu.

Jetzt steht sie mitten im Fjord. Die Engländer liegen auf hoher See und beobachten die schmale Einfahrt. Zwei norwegische Torpedoboote unter dem Befehl des Leutnants Finson sind in die Bucht hineingegangen und haben sich vor die «Altmark» gelegt.

Der Kommandant hat wohl eine Ahnung davon, daß das, was bisher geschah, nur der erste Akt eines Dramas ist. Was aber, wenn das Drama weitergeht?

Die «Altmark» befindet sich in norwegischen Gewässern. Die Engländer haben schon jetzt die norwegische Neutralität mehr als gröblich verletzt, indem sie das deutsche Schiff anzuhalten versuchten. Der Fall liegt ganz klar. Leutnant Finson ist mit seinen Schiffen eingesetzt, um die Neutralität Norwegens zu schützen. Er weiß also, daß er schießen muß . . . .

Aber er weiß nicht, was die Engländer in diesem Fall tun werden. Werden sie abdrehen? Werden sie antworten?

Er wagt es nicht, die Verantwortung zu übernehmen. Er diktiert seinem Funker einen Spruch, der sofort nach Horten abgehen soll

— den Spruch, mit dem jetzt der Offizier vom Dienst zu seinem Vorgesetzten eilt.

Am Schluß heißt es: «Soll ich schießen?»

Admiral Smith-Johannsen überfliegt das Telegramm und haut mit der Faust auf den Tisch: «Natürlich schießen!»

Dann sieht er den Offizier an: «Das ist ein starkes Stück, das sich die Engländer leisten. Was sagen Sie dazu? Kann man sich das bieten lassen?»

«Ich glaube, nein», sagt der Offizier, «man muß auch an die Deutschen denken. Für die Deutschen ist es eine Herausforderung ohnegleichen.»

«Sie haben recht», sagt der Admiral, «die Deutschen . . . .»

Er nimmt den Hörer seines Apparates in die Hand. Von Horten geht eine direkte Leitung nach Oslo hinüber, zu dem großen Haus auf Akershus, wo sich die Admiralität befindet. Das ist eine Sache, die der Oberkommandierende wissen muß. Er verlangt seinen Vorgesetzten, den Kommandierenden Admiral Diesen, zu sprechen.

— — —

Bei den Behörden geht alles seinen vorgeschriebenen Gang, und auch die Admiralität ist eine Behörde.

Der Offizier vom Dienst geht zu seinem Admiral. Der Admiral geht zum Kommandierenden Admiral. Der Kommandierende Admiral geht zum Verteidigungsminister.

Und der Verteidigungsminister Oberst Ljungberg will zunächst die Meinung des Außenministers hören. Die Affäre vom Jössingfjord fängt an, zur politischen Affäre zu werden.

Die Nachricht hat in den Ministerien wie eine Bombe eingeschlagen. Es ist schon Dienstschluß. Beamte werden aus den Wohnungen zurückgerufen. Es wird herumtelefoniert. Taxi werden ausgeschickt, um diesen und jenen heranzuholen. In den Departements werden Türen geknallt. Jedermann weiß, daß es hier wieder einmal um wichtige Dinge geht. Das wissen auch die, die noch nicht wissen, um was es eigentlich geht.

Dreimal erscheint Oberst Ljungberg in der offenen Tür.

Beim dritten Male ruft er: «Zum Donnerwetter, wo bleibt der Außenminister? Haben Sie noch immer keine Verbindung?»

Als er zum vierten Male erscheint, bekommt er die Antwort: «Der Herr Außenminister ist im Begriff zu verreisen.»

Ljungberg erstarrt: «Was sagen Sie da — verreisen?»

«Der Außenminister ist im Begriff, eine Reise zu unternehmen, die er nicht aufschieben kann.»

«Jetzt? An diesem Abend? Ist dieser Koht wahnsinnig geworden?»

Die Tür knallt zu.

Was dann geschieht, geht hinter verschlossenen Türen vor sich. Die Affäre vom Jössingfjord ist zur politischen Affäre geworden. Man beschäftigt den Staatsminister und die Parteien damit. Man weiß noch nicht, was bei diesem umständlichen Verfahren herauskommen wird.

Aber eins weiß man sehr genau. Leutnant Finson, der Kommandant der beiden norwegischen Torpedoboote, erhielt den Befehl, nicht zu schießen.

In der Admiralität wundert man sich über diesen Befehl. Und nicht bloß in der Admiralität.

21 Uhr:

Am Jössingfjord hat es zu dunkeln begonnen. Noch immer ist es hell genug, um in dem Kessel, den die schneebedeckten Berge bilden, die Schatten des Schiffes «Altmark» und der beiden kleinen norwegischen Torpedoboote zu erkennen. Die Engländer, die draußen auf der See lagen, sind näher gekommen. Jetzt löst sich einer der Zerstörer von der Gruppe, um mit langsamer Fahrt auf den Eingang zuzusteuern.

21 Uhr:

Um diese Zeit fährt von Oslo der fahrplanmäßige Nachtschnellzug nach Drontheim ab. In einem Schlafwagenabteil zweiter Klasse, dessen Betten noch nicht gemacht sind, sitzt ein Mann in älteren Jahren, der mit den Fingern auf dem kleinen Klapptisch am Fenster trommelt. Er heißt Halfdan Koht und ist norwegischer Außenminister.

23,12 Uhr:

Der englische Zerstörer «Cossak» ist in den Jössingfjord eingefahren; vorbei an den norwegischen Torpedobooten, die nicht schießen — und gibt mit Lichtzeichen einen Spruch an die «Altmark»: «Drehen Sie bei oder ich eröffne das Feuer.»

23,12 Uhr:

Der Drontheimer Nachtschnellzug läuft in Hamar ein. Ein Bahnbeamter eilt durch den Laufgang des Schlafwagens und sucht das Abteil des Außenministers: «Ein Telegramm für Sie, Herr Minister. Außerdem will man Sie am Telefon sprechen.» Koht geht ins Stationsgebäude und führt ein Telefongespräch mit Oslo. Seine abschließenden Worte sind: «Gut, dann fahre ich weiter.»

Mitternacht:

Ein englisches Enterkommando ist auf das unbewaffnete deutsche Schiff gegangen. Die Gefangenen, die sich an Bord der «Altmark» befinden, werden befreit. Deutsche Seeleute, die in den Fjord sprangen, um sich über das Eis zu retten, werden niedergeschossen.

Das Abteil des Außenministers Koht ist für die Nacht vorbereitet worden. Aus den Polsterbänken hat man ein Bett gemacht. Der Außenminister greift zu der bequemen Tasche neben dem Bett und holt eine Kognakflasche heraus. Es ist nicht jedem gegeben, im Schlafwagen Schlaf zu finden. Man erleichtert sich das, indem man Kognak trinkt.

— — —

Oslo, 17. Februar 1940

Das Drama am Jössingfjord ist zum Gespräch der Weltöffentlichkeit geworden. Die Nachrichtenbüros jagen die Meldung von Kontinent zu Kontinent. Die Sender aller Nationen sprechen davon. Und alle Welt fragt: «Was wird jetzt geschehen?» Hundertmal hat die norwegische Regierung erklärt, sie werde in diesem Konflikt strikteste Neutralität wahren. Jetzt hat sie die Neutralität offen gebrochen, indem sie zuließ, daß die Engländer sie brachen . . . .

Auch in Oslo gibt es seit heute früh kein anderes Thema mehr.

Auf der Straße halten sich Bekannte an, um ihre Ansichten auszutauschen. Vor den Zeitungshändlern und vor den Schaufenstern der Verlage versammeln sich Menschen. Alle fragen: «Was wird jetzt geschehen?»

Vor der Admiralität findet am Morgen dieses Tages ein bemerkenswertes Gespräch statt.

Admiral Diesen, der eben im Begriff ist, das Haus zu betreten, wird von einem Bekannten angehalten, von einem angesehenen Bürger der Stadt Oslo.

«Morgen, Herr Admiral. Das sind hübsche Dinge, die da passiert sind. Was glauben Sie, was geschieht?»

«Was soll geschehen?» fragt der Admiral mißmutig zurück.

«Glauben Sie etwa, daß nichts geschieht? Glauben Sie etwa, daß sich Deutschland so etwas bieten läßt? Ich nicht, Herr Admiral.»

«Man muß abwarten.»

«Eins macht mir große Sorge. Um es offen zu sagen — warum haben unsere Torpedoboote nicht geschossen?»

«Sie konnten nicht. Das sind rein technische Dinge. Der Jössingfjord war mit Eis bedeckt, fünfzehn Zentimeter starkes Eis. Da kann man keine Torpedos abschießen.»

«Ach so. Aber sagen Sie, Herr Admiral, ich bin kein Marinefachmann, aber unsere Torpedoboote haben doch wohl nicht bloß Torpedorohre? Meines Wissens haben sie Kanonen an Bord, wenn auch nur kleine.»

«Ja», gibt Admiral Diesen mürrisch zu.

«Nun frage ich mich, warum haben sie nicht wenigstens mit den Kanonen geschossen? Ich meine, rein um des Prinzips willen, zwei oder drei symbolische Schüsse. Das, meine ich, ist das mindeste, was sie hätten tun sollen.»

«Entschuldigen Sie», sagt Diesen, «man erwartet mich in der Admiralität. Sie verstehen .... An so einem Tage.»

Und er verschwindet in der Admiralität. Der Mann, der mit ihm sprach, hat keine Antwort auf seine Frage bekommen.

Er wundert sich. Er wundert sich wie Leutnant Finson, der aus dem Jössingfjord nach Horten funkte und die Antwort bekam: «Nicht schießen.»

Gespräch über Ibsen

Drontheim, 17. Februar 1940

Auch in Drontheim sprechen die Leute nur von einem Thema, es heißt «Altmark».

Auch in Drontheim stehen sie vor den Zeitungshäusern.

In der Redaktion der Zeitung «Adresseavisen» laufen Nachrichten und Anfragen ein. Die Apparate stehen nicht still.

Im Laufe des Vormittags kommt ein Gespräch aus Oslo. Es stellt sich heraus, daß es eine Zeitung aus Oslo ist.

«Sagen Sie, Herr Kollege, hier spricht man davon, daß Außenminister Koht in Drontheim ist. Stimmt das?»

«Das stimmt.»

«Koht ist wirklich in Drontheim?»

«Koht ist in Drontheim.»

«Das ist ein tolles Stück.»

«Wie, bitte?»

«Ich habe nur gesagt 'tolles Stück'. Am Jössingfjord wird Weltgeschichte gemacht, und unser Außenminister ist nirgends aufzutreiben. Was macht er eigentlich in Drontheim?»

«Er wird hier einen Vortrag halten.»

«Einen Vortrag? Seltsam. Wissen Sie, worüber er sprechen wird?»

«Das Thema heißt: ‚Die Neutralität Norwegens'.»

Dies interessante Telefongespräch ist in einem Aufsatz angedeutet, den der Journalist Hugin in «Adresseavisen» schrieb (Nummer vom 19. Februar 1940).

Hugin suchte den Außenminister auf, während er in der Bibliothek der Wissenschaftlichen Gesellschaft arbeitet, und hatte dort ein längeres Gespräch mit ihm, das er in seinem Blatt beschrieb.

«Sagen Sie, Herr Minister, was interessiert Sie als Historiker hier besonders?»

Koht antwortetet: «Die Bibliothek der Wissenschaftlichen Gesellschaft. Ich habe zum ersten Male Gelegenheit, die Bibliothek in ihrer neuen Form zu besuchen. Ich möchte hoffen, daß wir eines Tages auch in Tromsö ein Archiv, wie dieses hier, bekommen. Ich hoffe das nicht nur, weil ich ein alter Tromsö-Junge bin, sondern ich meine, zu dem herrlichen Archäologischen Museum, das wir in Tromsö haben, gehört auch so ein Archiv.»

«Haben Sie bei Ihren Arbeiten als Außenminister noch viel Zeit für Ihre Professur?»

«Jetzt nimmt die Politik die meiste Zeit in Anspruch.»

«Kommt bald ein neues Buch von Ihnen heraus?»

«Ja, ich bin gerade mit einer neuen großen Ausgabe der Briefe von Henrik Ibsen beschäftigt — eine dreibändige Sammlung. Ich hoffe, den ersten Band innerhalb der nächsten Monate fertig zu haben.»

— — —

Während sich der Außenminister Koht in Drontheim über die Briefe Henrik Ibsens unterhält, werden sechshundert Kilometer weiter südlich — im vereisten Jössingfjord — die erschlagenen deutschen Seeleute zusammengetragen, um in der Kammer neben dem Schiffslazarett aufgebahrt zu werden.

Es ist ein grauer Tag. Es fällt Schnee vom Himmel.

Am Abend spricht Minister Koht in der Universität von Drontheim über das Thema «Norwegens Außenpolitik im jetzigen Kriege».

Die Rede liegt im vollen Wortlaut vor.

«Ich kenne», so schließt sie, «alle die Schwierigkeiten, die dem Streben für Frieden und Recht im Wege stehen, aber ich glaube, es ist eine Pflicht, diese Bestrebungen niemals aufzugeben, sondern immer wieder von neuem zu beginnen und stets von neuem Bahnbrecher für den Friedensgedanken zu sein.»

Ja oder nein, das ist hier die Frage

Oslo, 2. März 1940

Professor Koht fährt sich mit der Hand durch das starre weiße Haar, das wie eine Bürste über seiner Stirn steht. Wenn er das früher auf dem Katheder machte, wußten seine Studenten, daß es ein Zeichen von Unzufriedenheit war.

Das ist es auch heute.

Heute ist Samstag. Das Wochenende beginnt. Minister Koht liebt es, das Wochenende mit gewissen Dingen zuzubringen, die wenig mit seinem Ministeramt zu tun haben. Da sind z. B. diese Ibsen-Briefe, die er herausbringen will; da gibt es andere schöne Sachen.

Aber in der letzten Zeit ist er verdammt selten dazu gekommen. Seit dem Fall «Altmark» scheint es ganz vorbei zu sein. Und nun hat sich ausgerechnet heute dieser Cecil Dormer angemeldet.

Wenn Dormer kommt, gibt es gewöhnlich Affären, dann wird bald Monsieur Dampierre kommen, dann gibt es eine Regierungskonferenz. Dann tritt der Auswärtige Ausschuß zusammen, weiß der liebe Himmel, dieser Tag und auch der Sonntag sind hin ...

Es kommt genau so, wie Herr Koht gefürchtet hat.

Kurz nach 15 Uhr meldet man, daß Cecil Dormer das Außenministerium betreten hat. Fünf Minuten später weiß der Minister, was der neueste Wunsch der Downing Street ist.

Herr Dormer hält sich nicht lange bei der Vorrede auf. Die Sprache wird überhaupt immer deutlicher. Seit dem Fall «Altmark» ist der Verkehr ausgesprochen massiv.

«Die Alliierten», sagt Cecil, «haben sich entschlossen, Hilfe nach Finnland zu schicken. Einen direkten Weg gibt es nicht. Leider. Die Truppen müssen also durch norwegisches und schwedisches Gebiet ....»

«Müssen?» — das ist sogar für Herrn Koht zuviel.

«Nun ja», sagt der britische Gesandte mit einem nachsichtigen Lächeln, «selbstverständlich wird meine Regierung zur gegebenen Zeit eine entsprechende Bitte an die norwegische Regierung richten.»

«England mutet uns neuerdings sehr viel zu.»

«Einstweilen ist es noch nicht so weit. Ich habe nicht den Auftrag, Ihnen schon jetzt die formelle und definitive Ankündigung zu bringen. Es handelt sich zunächst um eine reine Fühlungnahme.»

So, so. Koht ist ein wenig erleichtert. Man wird also noch einige Tage Zeit haben. Und in einigen Tagen kann sich viel ereignen. Alle Welt munkelt schon von einem finnisch-russischen Frieden. — Vielleicht kommt er doch noch zu den Ibsen-Briefen.

Er dehnt die Unterredung nicht länger aus, als es sein muß. Er sagt baldige Antwort zu. Er wird es dem Kabinett vortragen.

Dann empfängt er Monsieur de Dampierre. Es ist seit Monaten eine feste Gewohnheit, daß jedesmal, wenn der Brite da war, auch der Franzose auftaucht. Einige im Hause nennen ihn deswegen schon den «Papagei» oder «die zweite Stimme». Er pflegt zu wiederholen, was Dormer sagte. Er bekommt gewöhnlich dieselben Antworten. So ist es auch heute.

Der Franzose hat kaum den Raum verlassen, da bestellt Minister Koht ein Gespräch mit dem Außenministerium in Stockholm.

Dann bittet er Jens Bull, den Staatssekretär, zu sich. Er liebt es, sich mit ihm zu besprechen, bevor er sich ans Kabinett wendet. Jens Bull ist ein Mann, der von Zeit zu Zeit eine gute Idee hat. Er hat auch eine ansehnliche Erfahrung im Auswärtigen Dienst. Als Konsul war er in Liverpool, er war Präsident der Internationalen Kommission, die die marokkanischen Bergwerke verwaltete. Er war in Paris, er war beim Völkerbund in Genf, er war Legationsrat in Berlin, er war im Haag und hat dort die Grönland-Affären bearbeitet. Vor allem aber war er längere Zeit in Stockholm, und in der Sache, um die es heute geht, braucht man einen gründlichen Kenner Schwedens.

«Was halten Sie von dieser Geschichte?» fragt der Minister seinen Staatssekretär.

«Es ist ein gewisses System dabei. Es geht Schritt für Schritt» . . . .

«. . . . auf den Krieg zu», ergänzt Koht, «Sie haben ganz recht. Dieser Krieg wird auch unser Krieg sein. Wir werden hineinkommen. Heute ist mir das ganz klargeworden. Es ist nur noch eine Frage der Zeit. Finnland ist natürlich nur ein Vorwand für die Alliierten.»

«Ohne Schweden können wir nichts machen.»

«Und was glauben Sie, was die Schweden sagen werden?»

In diesem Augenblick klingelt das Telefon. Bull will gehen. Koht hält ihn fest.

Es wird ein ziemlich ausführliches Gespräch mit dem schwedischen Außenminister. Auch in Stockholm haben die Gesandten Englands und Frankreichs vorgesprochen. Auch in Stockholm hat man den Wunsch, sich mit Oslo zu besprechen. Es wird vereinbart, daß Jens Bull noch heute den Koffer packt.

Übrigens braucht der Staatssekretär den Koffer nicht zu packen. Er hat einen immer reisefertigen Koffer im Büro zu stehen. Es ist nicht das erste Mal, daß man ihn auffordert, in zwei Stunden diesen oder jenen Expreß zu benutzen.

Aber ehe Jens Bull davonfährt, muß das Kabinett zusammen-

treten. Koht veranlaßt alles Notwendige. Heute am Samstagnachmittag wird es ein Weilchen dauern, bis man das Kabinett zusammen hat.

Er hat eine Stunde Zeit. Er läßt sich einen starken Kaffee kommen und fängt an, eine Antwort an London zu entwerfen.

Die Mitteilung, die Koht dem Kabinett macht, erweckt keinen Aufruhr, aber sie steigert die ärgerliche Stimmung, denn man weiß noch nicht, ob es für Norwegen ganz ohne Enttäuschungen sein wird, wenn die Engländer kommen. Ob sie überhaupt kommen?

Darüber kann aber am besten Herr Koht Auskunft geben. Und seine Antwort ist immer dieselbe. Man muß damit rechnen, und man muß sich dagegen schützen. Das sagt er aber nur, wenn er sich in der Öffentlichkeit bewegt. In vertraulichen Kreisen sagt er immer wieder, daß man damit rechnen müsse und daß man sich darauf vorbereiten soll, den Engländern bei der Verwirklichung ihrer Pläne in Nordeuropa behilflich zu sein.

Der Staatsminister hat sich geäußert. Andere haben sich geäußert. Der Fall ist eigentlich erledigt. Am Konferenztisch herrscht Schweigen. Man hört das Kratzen der Feder, mit der Staatsrat Hjelmtveit Notizen macht. Er führt Protokoll.

«Aber was nun», sagt plötzlich Staatsrat Torp, «wenn die Engländer trotz dieser Antwort kommen?»

Schweigen. Angestrengtes Nachdenken. Da hat dieser Torp auf einen wunden Punkt hingewiesen.

Torp lächelt ein süffisantes Lächeln und sieht sich im Kreise um: «Ich glaube nämlich, daß sie kommen. Und von mir aus sollen sie auch kommen. Es ist mir recht. Aber ich meine, wir als Kabinett müssen uns darüber klar sein, was wir in diesem Fall tun wollen. Wir können entweder schießen oder etwas tun, was nicht so weh tut — feierlichen Protest einlegen.»

«Sind Sie wirklich so überzeugt», fragt Nygaardsvold, «daß sie kommen?»

«Allerdings», sagt Torp. «Ich habe dafür sogar einige Beweise. Auf der letzten Versammlung der Internationalen hat Blum ganz offen gesagt, daß die Truppen für Finnland schon bereitstehen. Er hat ferner gesagt, daß bereits eine Million norwegischer Kronen aufgekauft ist, um die Versorgung der Truppen sicherzustellen. Drittens hat Blum ausdrücklich hinzugefügt, daß seine Meinung die Meinung des Senats sei. Ich sage Ihnen, meine Herren, sie kommen. Und wir? — Schießen oder protestieren?»

«Ich bin nicht fürs Schießen», sagt Koht. «Ich glaube, wir müssen uns mit einem Protest begnügen. Man muß sich die Folgen klar-

machen, die ein bewaffneter Widerstand hätte. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sich die Engländer beschießen lassen, ohne zu antworten . . .»

«Sehr richtig», ruft einer dazwischen.

«Sie werden antworten. Dann sind wir im Krieg, oder wir haben mindestens einen schweren Zwischenfall. Deutschland würde sich freuen. Das muß natürlich verhütet werden. Torp sieht schwarz. Ich muß gestehen, daß ich nicht optimistischer denke. Der Krieg bleibt uns nicht erspart, und wenn wir es schon nicht vermeiden können, in den Krieg hineingezogen zu werden, so müssen wir, finde ich, rechtzeitig dafür sorgen, daß wir wenigstens nicht auf der falschen Seite stehen. Daher sage ich: Nicht schießen!»

Die Sitzung dauert noch eine halbe Stunde. Gegen 19 Uhr geht das Kabinett auseinander.

Man hat beschlossen, auf die vorläufige britische Anfrage mit einem vorläufigen Nein zu antworten. Man geht dabei von der Annahme aus, daß auch Schweden nein sagen wird. Falls aber Schweden wider Erwarten ja sagen sollte, dann wird auch Norwegen ja sagen.

Am Tag darauf ruft Staatssekretär Jens Bull aus Stockholm an: «Schweden hat schon gestern nein gesagt.»

Frühstück im «Palmen»

Oslo, 5. April 1940

«Sie sehen sehr betrübt aus, Mister Stevens. Denken Sie noch immer an Narvik?»

«Ich weiß es selber nicht», brummt Mister Stevens. «Jedenfalls finde ich alles langweilig.»

Sein Gegenüber, der Journalist Leland Stowe, nimmt den letzten Bissen von seinen eggs-and-bacon und sieht sich in der Halle «Palmen» um, wo die Gäste des Grand-Hotel ihr Frühstück einzunehmen pflegen. «Ich kann nicht finden, daß es hier langweilig ist. Sehen Sie sich zum Beispiel die Blondine da drüben an.»

«Die ist in Ordnung», sagt Stevens nach einem gründlich prüfenden Blick. «Überhaupt sind die Mädchen von Oslo in Ordnung. Sie haben Figur, sie ziehen sich nett an, sie sind gepflegt. Ich muß gestehen, daß es keine Stadt gibt, in der ich mich so schnell in die Mädchen verliebt habe. Aber das hat nichts mit Narvik zu tun.»

«Haben Sie Geduld, Stevens. Sie werden bald andere Gründe haben, Oslo interessant zu finden.»

«So ungefähr reden Sie seit einer Woche.»

Und da übertreibt Stevens nicht. Diese beiden Journalisten

haben am finnischen Krieg als Berichterstatter für amerikanische Zeitungen teilgenommen, Stevens für den «Christian Science Monitor», Stowe für die «Chicago Daily News» und ihr Syndikat, dem vierundzwanzig Zeitungen angehören. Beide tüchtige Journalisten. Stowe wurde geradezu «Nr. 1 journalistic Hero of World war II» genannt, — ein Mann von erst vierzig Jahren, aber schneeweiß, weitgereist und mit dem Pulitzer Preis ausgezeichnet. Sie blieben noch einige Zeit in Stockholm zusammen und beschlossen eines Tages, Skandinavien zu verlassen. Sie hatten schon einen Platz in der Maschine nach Riga. Da lasen sie die alarmierenden Nachrichten über die diplomatischen Anstrengungen der Alliierten, und sie beschlossen zu bleiben.

Auch die anderen Journalisten, die sich nach dem finnisch-russischen Krieg in Stockholm zusammengefunden hatten, zogen vor, zu bleiben. Aber sie gingen nach Narvik.

Leland Stowe hat sein Frühstück beendet und zündet sich eine Pfeife an: «Ich sagte Ihnen schon in Stockholm, was ich von Narvik halte. Es ist wahr, daß sich die Verhandlungen hauptsächlich um das schwedische Eisenerz drehen. Aber ich habe so ein Gefühl, als ob das Eisenerz nur ein Stück aus dem Ganzen, um nicht zu sagen, ein Vorwand ist. Wir werden größere Dinge erleben als Zwischenfälle und etwas Radau in Narvik.»

«Beweisen Sie mir das endlich!»

«Ich glaube, ich kann es.» Stowe holt ein Notizbuch heraus und blättert darin. «Ich habe mir hier Verschiedenes aufgeschrieben. — Nachrichten, die ich für interessant hielt. Hören Sie zum Beispiel: Am 28. März kam in London der Oberste Kriegsrat zusammen. Zwei Tage später tagte in Paris das Kriegskomitee. Am 31. März traf sich Gamelin, der französische Oberkommandierende, mit Lord Gort, dem englischen Oberkommandierenden. Am 1. April flog der französische Propagandaminister Fossard nach London, um sich dort mit seinem englischen Kollegen zu treffen. Am 2. April gab Chamberlain im Unterhaus eine große Erklärung über die Sitzung vom 28. März ab . . .»

«. . . aus der so gut wie nichts zu entnehmen war», unterbricht Stevens.

«Richtig», gibt Stowe zu. «Am gleichen Tage sollte Reynaud in der Kammer zum gleichen Thema eine Erklärung abgeben . . . .»

«. . . . die er aber nicht abgab.»

«Richtig. Und was kombinieren Sie nun?»

«Ich kombiniere gar nichts», sagte Stevens, der sich ausschließlich mit der hübschen Blondine zu beschäftigen scheint.

«Geben Sie zu, daß es sich, wenn der Oberste Kriegsrat in London zusammenkommt, nicht gerade um die Festsetzung der neuen Eierpreise handeln wird?»

«Meinetwegen.»

«Geben Sie zu, daß das Treffen Gort—Gamelin, drei Tage nach dem 28. März, höchstwahrscheinlich mit gewissen militärischen Plänen zu tun hat, die der Oberste Kriegsrat beschloß?»

«Möglich.»

«Geben Sie zu, daß unter diesen Umständen eine nichtssagende Rede Chamberlains und eine ausgebliebene Erklärung Reynauds sogar sehr interessant sein können?»

Stevens hört auf, die Beine der schönen Norwegerin zu studieren, und wendet sich dem Sprecher zu: «Sie haben recht, Stowe.»

«Sehen Sie! Weil beide Premiers nichts und noch weniger als nichts sagten, wurde offenbar etwas verschwiegen. Was kann das sein? Höchstwahrscheinlich eine große Aktion militärischen Charakters. Die Engländer haben etwas vor. Etwas ganz Überraschendes. Etwas Tolles — Unglaubliches. Ich habe es im Gefühl. Und darum sage ich, es ist besser, man sitzt in Oslo statt in Narvik.»

Die beiden richten ihre Blicke auf ein schmuckes junges Paar, das in diesem Augenblick die Halle betreten hat und dicht neben ihnen Platz nimmt. Die junge Frau entzündet eine Zigarette. Ihr Begleiter entfaltet eine Zeitung.

Da geht mit Leland Stowe ganz plötzlich eine Veränderung vor.

Es war eine Kleinigkeit. Er hat in der großen Überschrift des Osloer Blattes einige Wörter gelesen, die ihn geradezu elektrisiert haben. Er spricht nicht norwegisch. Aber die schwedischen Brocken, die er aus dem finnischen Feldzug mitbrachte, haben genügt.

«Moment», sagt er zu Stevens, der ihm verwundert nachsieht. Nach einer Minute ist Stowe wieder da. Er hat beim Hotelportier das Blatt gekauft, überfliegt die Meldung, die ihn interessierte, und ruft durch die ganze Halle: «Kellner, zahlen!»

«Was ist denn los, um Gottes willen?»

«England und Frankreich haben der norwegischen Regierung eine Note überreicht.»

«Was für eine Note?»

«Das will ich eben wissen. Ich gehe sofort ins Informationsbüro. Kommen Sie mit?»

Deutschland : England = 5 : 10

Oslo, 6. April 1940

Außenministerium. Kohts Arbeitszimmer. Früher Nachmittag.

Staatssekretär Jens Bull: «Das Interesse an den neuen Noten ist unheimlich. Aus dem Ausland kommen laufend Anfragen, sogar aus Übersee. Besonders neugierig waren zwei amerikanische Journalisten, die sich seit einigen Tagen in Oslo aufhalten.»

Koht: «Amerikaner sind da? Sieh an. Das ist interessant. Die merken etwas. Was haben Sie ihnen antworten lassen?»

Bull, mit einem schlauen Lächeln: «Die Noten seien ziemlich allgemein gehalten und bei weitem nicht so aggressiv, wie zu erwarten war.»

«Ausgezeichnet. Und die Leute haben das geglaubt?»

«Das ist natürlich eine Sache für sich.»

Koht hebt die beiden Noten auf, die im Original auf seinem Schreibtisch liegen: «Lesen Sie das .... Norwegen nicht mehr im Besitz seiner vollen Selbständigkeit .... die alliierten Regierungen werden genötigt sein, Maßnahmen zu ergreifen ... auf jede Weise, die sie für nötig halten ....»

«Na, endlich! Ist ja eine famose Sache! Aber kann man so etwas in dieser Weise veröffentlichen? Das Schlimmste ist, daß die Noten so allgemein gehalten sind und die Leute dadurch verleitet werden, alles mögliche zu kombinieren und zum Schluß noch an unserer bisher so glaubhaften Neutralitätsliebe zweifeln!»

«Gemunkelt wird auch so. Haben Sie die letzten dänischen Zeitungen gelesen? Die schreiben ganz fidel von dem Expeditionsheer, das schon in Schottland bereitsteht. Von englischen Generalstäblern, die an unseren Küsten Landungsplätze aussuchen. Das ist schon mehr als munkeln. Ich würde Ihnen empfehlen, daß Sie wenigstens in Ihrer Rede auf die Noten eingehen.»

«Ich werde darüber nachdenken.»

«Ich sprach heute früh einige Storting-Mitglieder. Die Spannung ist ungeheuer. Sie werden heute nachmittag ein aufmerksames Publikum im Storting haben.»

«Hoffentlich habe ich nicht bloß im Storting aufmerksame Zuhörer. Ich halte diese Rede nämlich nicht für das Storting. Ich halte sie für das Ausland. Wir sind uns beide einig, daß nichts mehr abzuwenden ist. Sie kennen die Informationen, die uns Colban gestern aus London gegeben hat? Ich finde, man kann sie nicht wichtig genug einschätzen. Chamberlain hat dem Unterhaus eine Geheimsitzung versprochen. Ich habe mich gefragt, was das zu bedeuten

hat. Teilt man dem Unterhaus, einem Sammelsurium von 5 000 Menschen, Generalstabsabsichten mit? Ich glaube nicht. Man gibt ihm allenfalls inzwischen eingetretene Ereignisse bekannt. Da die Geheimsitzung am nächsten Donnerstag stattfinden soll, wird das Ereignis bis dahin eingetreten sein. Das ist meine Ansicht.»

«Ich fürchte, daß sie richtig ist», erwiderte Jens Bull.

«Sehen Sie, das ist der Grund, weshalb ich zum Ausland, vor allem zu Deutschland, spreche. Wir können die Aktion der Alliierten nicht mehr abwenden, selbst wenn wir es wollten. Es handelt sich nur noch darum, der deutschen Gegenaktion zuvorzukommen. Wir müssen den Deutschen die Gründe unter den Füßen wegziehen . . . .»

Der Außenminister bricht diesen Gedanken plötzlich ab; er hat mit seinem Füllfederhalter zu spielen begonnen. Jetzt legt er ihn hin. Er wendet sich mit einem ganz neuen, gewissermaßen dienstlichen Ton an seinen Mitarbeiter: «Sie haben an die Unterlagen für meine Rede gedacht?»

«Hier sind sie», sagt Bull, indem er seiner Mappe ein Papier entnimmt. «Die Liste reicht bis gestern abend. Wir haben 54 Schiffe verloren, mit mehr als 120 000 Tonnen. 392 unserer Seemänner wurden getötet. Mindestens 12 unserer Schiffe wurden durch U-Boote, andere Kriegsschiffe und Bombenflugzeuge vernichtet. 62 Minen wurden in norwegischen Gewässern gefunden und von unserer Marine unschädlich gemacht. Wir haben seit Kriegsanfang im ganzen 21 Proteste ausgesprochen, davon 5 gegen Deutschland, 10 gegen England, 6 gegen Rußland . . . .»

«Halt mal! England zehn und Deutschland nur fünf? Soll man das veröffentlichen? Werden die Leute nicht sagen, England sei doppelt so frech gewesen wie Deutschland? Für die Leute ist der Unterschied zwischen Politik und Fußballspiel nicht allzu groß.»

«Anderseits wird es die Objektivität Ihrer Rede unterstreichen. Und da es eine Rede ist, die sich an die deutsche Adresse wendet . . . .»

«Sehr richtig», sagt Koht.

Und er setzt sich an den Schreibtisch, um die Rede, die er heute vor dem Storting halten wird, zu überarbeiten.

Seit 5 Uhr früh . . . .

Oslo, 8. April 1940

5 Uhr: Minister Koht wird aus dem Schlaf geweckt. Er greift zu dem Apparat, der neben seinem Bett steht und der ihn direkt mit dem Außenministerium verbindet. Sir Cecil Dormer meldet sich

und kündigt an, daß er eine Note von besonderer Wichtigkeit zu überbringen habe.

5.05 Uhr: Koht ruft im Ministerium an, macht von dem Gespräch mit dem Gesandten Mitteilung und beauftragt den diensttuenden Sekretär, die Note in Empfang zu nehmen.

5.12 Uhr: Monsieur Dampierre, der französische Gesandte, ruft an und macht Mitteilung, daß auch er eine Note von besonderer Bedeutung zu übergeben habe.

5.30 Uhr: Einige Frühaufsteher, die ihre Radioapparate auf London eingestellt haben, hören etwas höchst Seltsames im Rundfunk. England kündigt an, daß es in Begriff sei, zur Verhinderung der Erztransporte nach Deutschland innerhalb der norwegischen Territorialgewässer Minenfelder zu legen. Die englische Mitteilung wird in achtzehn Sprachen wiederholt.

5.45 Uhr: Sir Cecil Dormer verläßt den Wagen, der ihn zur Viktoria-Terrasse gebracht hat, und wird vom diensttuenden Sekretär empfangen. Er händigt ihm die Note aus.

6.00 Uhr: Der Sekretär ruft Koht, der jetzt beim Frühstück sitzt, an und unterrichtet ihn vom Inhalt der Note.

6.30 Uhr: Koht hat das Ministerium betreten und studiert den Text.

6.40 Uhr: Koht ruft Staatsminister Nygaardsvold an und unterrichtet ihn. Es wird beschlossen, das Kabinett um 10 Uhr einzuberufen.

6.45 Uhr: Aus der Küstenstadt Bodö gehen Meldungen ein, wonach englische Kriegsschiffe dicht vor der Küste gesichtet wurden. Ähnliche Meldungen folgen dann aus Kristiansund und Stadtlandet.

7.20 Uhr: An den Gesandten Colban in London geht ein Telegramm, das ihm den Auftrag erteilt, Halifax aufzusuchen und schärfsten Protest gegen den Bruch der norwegischen Neutralität einzulegen.

8.03 Uhr: Der norwegische Rundfunk bringt eine Sondermeldung heraus, die die Ereignisse vom frühen Morgen bekanntgibt.

10.00 Uhr: Im Storting treten das Kabinett und der Auswärtige Ausschuß zu einer gemeinsamen Sitzung zusammen. Es nehmen daran teil der Kommandierende General Laake und der Kommandierende Admiral Diesen.

11.00 Uhr: Zeitungen und Extrablätter kommen in sensationeller Aufmachung heraus. Die Blätter werden den Verkäufern aus der Hand gerissen. Überall in der Karl-Johan bilden sich Gruppen, die die Ereignisse eifrig diskutieren.

11.47 Uhr: Die Sitzung im Storting ist beendet. Kurz darauf tritt das Kabinett zu einer neuen Sitzung, diesmal ohne die Mitglieder des Auswärtigen Ausschusses, zusammen.

12.35 Uhr: Schluß der Kabinettssitzung.

12.45 Uhr: Bekanntgabe einer Erklärung, die die Regierung gemeinsam mit dem Auswärtigen Ausschuß beschlossen hat. Es finden sich darin die Sätze: «Die norwegische Regierung protestiert ernst und feierlich gegen diesen offenbaren Bruch des Völkerrechts ... Die norwegische Regierung kann in keiner Weise anerkennen, daß die kriegführenden Länder Minen auf norwegischem Hoheitsgebiet auslegen. Die norwegische Regierung muß fordern, daß diese Minen sofort entfernt werden und daß die Wache fremder Kriegsschiffe aufhört. Die norwegische Regierung muß sich vorbehalten, geeignete Schritte zu unternehmen, zu denen eine solche Verletzung Grund geben kann.»

Geheime Sitzung

Oslo, 8. April 1940

Ein Tag mit Ereignissen. Ein Tag voller Erregung und Elektrizität. Ein Tag, wie ihn Männer vom Schlage Stowes und Stevens' gern haben.

Sie haben bereits verschiedene Kabeltelegramme nach Amerika hinübergegeben. Sie gehören im Außenministerium schon zu den alten Bekannten. «Heute ist die Hölle los», sagte der Beamte, bei dem sie sich ihre Informationen zu holen pflegen.

Jetzt gehen Stowe und Stevens vom Grand-Hotel zum Storting hinüber, was ein Weg von fünfzig Schritten ist.

«Was halten Sie nun von Narvik?» fragt Stowe und schlägt seinem Kollegen vor lauter guter Laune und Übermut auf die Schulter.

«Narvik ist gut, Oslo ist besser», sagt Stevens, und das ist seine ehrliche Meinung.

Vor dem Storting stehen Menschen. Überall stehen heute Menschen. Man unterhält sich und flüstert, die Mienen sind ernst. Diese Leute hier sind keine amerikanischen Journalisten. Sie finden es nicht interessant, daß die Welt mit Elektrizität geladen ist. Sie wollten, es wäre anders.

Die beiden Amerikaner steigen die Treppe hinauf, die zum Sitzungssaal führt. Sie bleiben ein Weilchen vor den großen Erinnerungstafeln stehen, auf der die Namen von fünfzehnhundert norwegischen Seeleuten verzeichnet sind — getötet im Weltkrieg 1914—1918.

«Damals blieben sie trotzdem aus dem Krieg», sagt Stowe.

Vor der Tür, die zum Sitzungssaal führt, steht ein Wärter. Er hält jeden an und flüstert: «Geheimsitzung! Kein Zutritt.»

Die Sitzung hat schon begonnen. Sie ist seit 17 Uhr in Gang.

Stowe und Stevens mischen sich unter die anderen Journalisten, die auf dem Korridor stehen und auf irgend etwas warten — auf Nachrichten, auf den Schluß der Sitzung, auf Sensationen oder wer weiß was.

Hinter der verschlossenen Tür ist von Zeit zu Zeit eine Stimme zu hören, eine monotone Stimme. Die Norweger sagen, es sei Koht.

«Sehen Sie sich diese beiden da an», sagt Stowe, und er zeigt auf zwei ältere Herren, die etwas abseits stehen, beide mit ernsten Gesichtern, der eine etwas kränklich und gebeugt.

«Die sehen nicht wie Journalisten aus.»

«Pensionierte Schiffskapitäne», stellt Stevens fest.

Sie fragen einen norwegischen Kollegen, der ihnen sagt, daß es der Kommandierende General Laake und der Kommandierende Admiral Diesen seien.

«Warum sind sie nicht in der Sitzung?»

«Sie sind keine Stortings-Mitglieder», sagt der Norweger.

«Sind sie immer in Zivil?»

«Meistens in Uniform.»

«Ich werde sie interviewen», sagt Stowe kurz entschlossen und geht mit der ganzen Verwegenheit eines Yankee-Reporters ans Werk. Aber er kommt zu spät.

In diesem Augenblick nämlich ist jemand an die beiden hohen Offiziere herangetreten: «Meine Herren, das Storting hat soeben zugestimmt, daß Sie an der Sitzung teilnehmen können. Wollen Sie bitte kommen.»

«Ulkig, ulkig», sagt Stowe, der ein bißchen verärgert ist, sich dann aber schnell tröstet. «Finden Sie das nicht ulkig? Stellen Sie sich das vor. Da stehen die beiden Oberkommandierenden wie die Schulbuben vor der geschlossenen Tür, und dann kommt einer und sagt bitte schön.»

«In Deutschland gäbe es das höchstwahrscheinlich nicht», bemerkt Stevens trocken.

«Die Nazis sind auch keine Demokraten», fügt Stowe hinzu.

Mit der Zeit wird das Warten langweilig. Die beiden Journalisten gehen zum Grand hinüber, um im «Palmen» Kaffee zu trinken. Im «Palmen» sieht man wenigstens hübsche Blondinen.

Inzwischen hat die Geheimsitzung ihren Fortgang genommen. Koht hat seine Rede beendet, die eigenartigste Rede, die er jemals gehalten hat. Der Text dazu wurde in London und Paris geschrieben. Es ist der Text der Noten, die der Außenminister dem Storting bekanntgibt. Von Koht selber stammen nur einige Worte am Anfang und am Ende der Rede.

Das Vorlesen der Noten nahm vierzig Minuten in Anspruch. Koht fügt hinzu: «Sowohl die eine wie die andere Verletzung ist ausschließlich aus dem Grunde zur Ausführung gekommen, weil die Betreffenden die Macht dazu hatten. Die Westmächte tragen den Krieg in norwegisches Gebiet hinein, weil diese meinen, den Krieg auf diese Weise leichter gewinnen zu können. Die Regierung hat heute umgehend eine Mitteilung in dieser Sache veröffentlicht. Herr Präsident, ich brauche dieser Erklärung kein einziges Wort hinzuzufügen.»

Hambro dankt dem Redner und findet einen schönformulierten Satz, in dem er — ohne den Namen Englands zu nennen — die Hoffnung ausdrückt, daß durch die Schwierigkeiten «alte bewährte Freundschaft nicht in allzu große Gefahr gebracht wird.»

Und dann beginnt die Debatte.

Eine unheimliche, fast krankhafte Spannung liegt über dem Haus. Die Worte, die die Redner sprechen, werden mit atemloser Stille angehört. Die Atmosphäre erinnert an diejenige in einem großen Operationssaal.

Heute liest kein Abgeordneter in den Unterhaltungsromanen, die in seinem Schubfach liegen.

Sonst tun sie das manchmal, wenn zum Beispiel jemand eine stundenlange Rede über ein Elektrizitätswerk hält, das irgendwo in Finnmarken erbaut werden soll. Dann greift dieser und jener zu den Büchern im Schubfach. Andere schreiben Postkarten an ihre Familie, wieder andere malen Männchen oder kauen Sahnebonbons.

Das ist nicht übertrieben. In den Schubfächern wurde später eine ganze Bibliothek von Liebesromanen, Bonbonschachteln und dies und jenes gefunden, zum Beispiel auch eine ganze Anzahl ungeöffneter Briefe, die dort schon jahrelang lagen.

Im Schreibtisch des Stortingmannes Olaf Oksvik aus Romsdal (von Beruf Maurer, Sekretär der landwirtschaftlichen Kommission) fand man ungeöffnete und daher unbeantwortete Briefe bis zurück ins Jahr 1937; Briefe von Wählern, von Vereinen, von großen Werken und Stadtverwaltungen. Darunter ein Schreiben des Landwirtes Gjelsten aus Fiksdal vom 30. Mai 1939. Ein Brief von Bjarne Gjetsen, Oslo, Grönnegate 12, vom 2. Juni 1939. Ein Schreiben der Arbeiter in Molde vom 9. Februar 1937. Ein Gesuch der Vereinigung der Aalesunder Droschkenbesitzer vom 8. März 1937. Das Gesuch eines jungen Mannes namens Skarboe vom 26. Februar 1937. Das Schreiben der Saftfabrik Romsdal vom 9. Februar 1937, in dem es heißt: «Sie sind doch eine sehr hervorragende Persönlichkeit in der Partei,

so daß der Justizminister gewissermaßen mehr auf Sie als auf den Staatsadvokaten, der ein Rechter ist, hören müßte . . . .»

Das sind einige. Im ganzen sind es Dutzende. Alle diese Briefe sind unbeantwortet. Sie liegen seit Jahren in den Schubfächern.

Heute werden keine Liebesromane gelesen und keine Sahnebonbons gekaut. Heute hat jeder ein Gefühl. dass geschichtliche Ereignisse einmaliger Größe bevorstehen.

Die Debatte ist in vollem Gang. Man spricht von den Maßnahmen, die Norwegen ergreifen oder nicht ergreifen soll. Man spricht von den Gefahren, die das eine wie das andere heraufbeschwören kann.

Vor allem fragt man: «Was wird Deutschland tun?

Werden die Deutschen kommen?

Und was wird Norwegen tun, wenn sie kommen?

Soll man Minen gegen sie auslegen? Hat man das Recht dazu? Wird das die Deutschen nicht noch mehr reizen?

Was sagt Admiral Diesen dazu? Hält er seine Flotte für stark genug, um sie gegen die Deutschen zu schicken?»

«Ich bitte ums Wort», unterbricht eine schneidende Stimme die Debatte. Es ist Oberst Ljungberg, der Verteidigungsminister. Nur wenige haben bemerkt, daß er vor einigen Minuten den Sitzungssaal verlassen hat.

Jetzt hat er wieder seinen Platz am Regierungstisch. Er hält ein Blatt Papier in der Hand. «Ich bitte ums Wort!»

Präsident Hambro unterbricht den Redner, der gerade spricht.

«Meine Herren», sagt Ljungberg, «ich habe Ihnen eine wichtige, um nicht zu sagen sensationelle Mitteilung zu machen. Die Marinebehörde teilt mir durch Telegramm mit, daß bei Kristiansand, dicht vor unsere Küste, ein deutscher Dampfer torpediert wurde. Es handelt sich um das Schiff ‚Rio de Janeiro', höchstwahrscheinlich von einem englischen Unterseeboot torpediert . . . .»

Das Storting hat sich kaum von dieser noch etwas unvollständigen, aber vielsagenden Nachricht erholt, als ein zweites Telegramm eintrifft.

Wiederum wird die Debatte unterbrochen. Wiederum spricht Ljungberg:

«Meine Herren, es liegen jetzt Einzelheiten vor. Das Schiff ‚Rio de Janeiro' hatte Soldaten und Kanonen an Bord, deutsche Kanonen . . . .»

Die Frage, die in der Debatte mehrfach gestellt worden war: was werden die Deutschen tun? — diese Frage ist beantwortet. Die Deutschen werden kommen.

Ist Narvik wirklich so interessant?

Narvik, 8. April 1940

Wie es auf den Korridoren im Storting und wie es auf der Karl-Johan und anderswo in der Stadt ist, so ist es überall im Lande; alle wissen, daß etwas geschehen wird, aber keiner weiß, was.

Sie stehen in Gruppen beieinander und haben allesamt bedenkliche Gesichter. Sie debattieren und stellen Theorien auf, und jeder verteidigt seinen Gesichtspunkt.

Der Hafen von Narvik sieht nicht anders aus als an anderen Wochentagen. Und doch stehen an diesem Montag Hunderte auf den Kaimauern herum und sehen aufs Wasser hinaus.

Es liegen zwanzig Schiffe im Hafen, sieben deutsche, sechs britische, vier norwegische, drei spanische, und es geht alles seinen Gang. Die Schiffe werden wie an anderen Tagen beladen — erst ein neutraler, dann ein deutscher, dann ein britischer und dann so weiter in der gleichen Reihenfolge. Etwas anderes gibt es nicht. Das ist in Narvik Gesetz.

Es gibt wahrhaftig nichts Besonderes zu sehen.

Oder ist es vielleicht etwas Besonderes, wenn jetzt ein deutscher Erzdampfer, der soeben geladen hat, den Kai verläßt, einige Längen hinausfährt und dann Anker wirft?

«Wenn die Engländer nicht vor den Lofoten wären», sagt einer der Männer, «würde der jetzt hinausfahren.»

«Er will sich nicht schnappen lassen. Er wartet, bis es dunkel wird. Dann sieht er, ob er herauskommt.»

So reden die Leute.

Draußen liegen die Panzerschiffe «Norge» und «Eidsvoll»; weiter draußen im Fjord kreuzen die Wachtschiffe, und es sollen dort auch einige Unterseeboote patrouillieren. Aber das hat es schon immer gegeben seit Krieg ist, nicht erst seit heute.

Es ist auch nicht neu, daß es Soldaten in Narvik gibt. Es gibt Infanterie, Pioniere und sogar eine Flakbatterie. Die Männer haben Schützengräben in den Fels hineingesprengt, und es wurden einige Blockhütten gebaut. Alte Sachen.

Trotzdem stehen die Leute am Hafen, um hinauszusehen.

Oberst Sundlo, Regimentschef und Stadtkommandant von Narvik, hat an diesem Abend Besuch, übrigens einen interessanten Besuch — Mister Giles Romilly, von Beruf Journalist. Er ist nicht der einzige Journalist in Narvik, aber er ist der einzige auf der ganzen Welt, der einen Onkel namens Churchill hat.

«Und was», so fragt der Oberst seinen Gast, «hat Sie nach Narvik geführt?»

«Nun», sagt der Engländer bedächtig, «Narvik ist eine interessante Stadt, und in England widmet man ihr viel Aufmerksamkeit.»

«Es gibt Städte in Norwegen, die mindestens ebenso interessant sind.»

«Aber hier gibt es die Eisenerzbahn, und Sie müssen zugeben, daß das etwas Einzigartiges ist. Schon die Geschichte dieser Bahn ist ja geradezu aufregend. Ich habe sie genau studiert — die ersten Verhandlungen damals, die großen Streiks, der gewaltige Krach von 1889, das Lager in Rombaksbotn, das so sehr an Wildwestgeschichten erinnert. Da wird ein phantastisches Milieu enthüllt, das ist Stoff für ein Drama.»

«Aber vermutlich sind Sie nicht gekommen, um ein Drama über unsere Eisenbahn zu schreiben.»

«Wenigstens nicht allein deswegen. Ich interessiere mich auch . . .»

«. . . . für unsere Panzerschiffe, wie ich gehört habe. Kommandeurkapitän Askim sagte mir, daß Sie ihn an Bord der «Norge» besucht haben.»

Der Engländer wird ein wenig verlegen, und während er noch über die Antwort, die er geben möchte, nachdenkt, klingelt das Telefon.

Oberst Sundlo greift zum Hörer: «Wert ist dort? Der Stab der Division?»

Dann wendet er sich zu dem englischen Journalisten: «Ich empfange hier ein dienstliches Gespräch . . . .»

Der Engländer versteht und verläßt den Raum.

Oberst Sundlo notiert folgende Weisung, die ihm vom Divisionsstab in Harstad gegeben wird: «Vom Gesandten Colban in London ist eine Meldung eingegangen, wonach sich deutsche und englische Seestreitkräfte mit nördlichem Kurs in der Nordsee befinden. Sie können gegen Mitternacht in Ofoten erwartet werden. Auf die Deutschen ist zu schießen, aber nicht auf die Engländer.»

Alarm! Ein Mann packt den Koffer . . . .

Oslo, 9. April 1940

Karl Joachim Hambro schläft wie ein Murmeltier. Seine Frau sitzt aufrecht im Bett. «Du, hörst du denn nicht?»

Sie rüttelt ihn am Arm, und schließlich wird er wach.

«Hörst du nicht? Fliegeralarm!»

«So?» Er richtet sich etwas auf und horcht. Tatsächlich. «Es wird wohl bloß ein Probealarm sein», sagt er.

«Aber das Licht ist ausgegangen», sagt sie.

Die Alarmhörner arbeiten noch immer. Sie dröhnen wie riesige Autohupen. Ein Amerikaner, der diese Signale zum ersten Male hörte, sagte, das klingt wie eine Kolonne wütender Autofahrer, die hinter einem Bauernwagen stehen und vorbei wollen.

Frau Hambro fragt: «Wollen wir nicht lieber aufstehen?»

Sie bekommt keine Antwort. Der Stortingspräsident ist inzwischen wieder eingeschlafen. Sie fängt von vorn mit ihrer Arbeit an.

Hambro steht schließlich auf und geht in seinem hellblau-seidenen Schlafanzug ans Telefon. Die Haare, die er sich sonst mit so viel Liebe über die Schläfen legt, hängen ihm in die Stirn hinein. «Hallo, hallo!»

«Morgenbladet (die Zeitung, bei der er früher Chefredakteur war) antwortet nicht. Merkwürdig! Wie spät ist es eigentlich? Es ist doch erst ein Uhr. Es müßte doch jemand in der Redaktion sein. Mindestens müßte doch der Nachtwächter da sein . . . .

Er wählt die Nummer des Norwegischen Telegrammbüros, das gleichfalls unter seinem Einfluß steht.

Seltsam, auch das Nachrichtenbüro antwortet nicht. Das ist unheimlich. Er sieht seine Frau an: «Ich glaube, es ist doch besser, wir ziehen uns an.»

Dann geht er wieder ans Telefon und dreht und dreht.

Kurz nach zwei Uhr bekommt er endlich Antwort vom Telegrammbüro. Er verlangt den Redakteur, der heute Nachtdienst hat. «Was ist denn bei euch los, warum antwortet niemand?»

«Wir waren im Luftschutzkeller. Wir sind jetzt heraufgekommen, um weiterzuarbeiten.»

«War es ein Probealarm?»

«Wir nehmen an, es war ernst», sagt der Nachtredakteur. «Jedenfalls haben um Mitternacht fremde Kriegsschiffe Färder passiert.»

«Englische?»

«Ich weiß es nicht. Ich glaube es aber nicht, denn bei Bolärne und Rauer ist es schon zu Gefechten gekommen. Unsere Küstenbatterien haben geschossen.»

«Dann sind es keine englischen», murmelt Hambro, indem er den Hörer hinlegt und seine Frau ansieht. «Du, es ist besser, wenn wir uns fertig machen. Es sind Kriegsschiffe im Oslofjord. Die Deutschen sind da.»

Dann geht Hambro an die Arbeit. Er ist auf einmal ganz wach. Er weckt die Dienstboten. Er bestellt starken Kaffee, rast durch das Haus und wirft Türen.

Zwischendurch telefoniert er mit Freunden und Bekannten. Er

ruft Staatsminister Nygaardsvold an. Er spricht mit dem Auswärtigen Amt und mit Verteidigungsminister Ljungberg. Alle Viertelstunden bekommt er laufend Auskunft vom Telegrammbüro.

2.15 Uhr: Fünf große deutsche Kriegsschiffe sind bei den Küstenbatterien südlich von Bergen vorbeigegangen.

Hambro hat den Schreibtisch aufgerissen und nimmt alle Sachen heraus, die er für bedenklich hält. Sie werden zu Paketen zusammengeschnürt und den Dienstboten übergeben. Seine Frau hat inzwischen die Koffer gepackt.

Der Kaffee ist gekommen. Hambro nimmt sich heute nicht die Zeit, ordentlich zu frühstücken. Er erledigt das während seiner hastigen Vorbereitungen zur Flucht.

3 Uhr: Der Nachtredakteur teilt mit, daß deutsche Flotteneinheiten im Kampf mit Agdenes, dem Fort von Drontheim, stehen.

Hambro stopft in den Koffer verschiedene Papiere hinein, die er nicht einmal seinen Freunden anvertrauen will — gewisse Privatbriefe, Korrespondenz mit dem Völkerbund, Aktien, Dokumente.

3.30 Uhr: Man sagt ihm, Agdenes sei offenbar schon niedergekämpft, jedenfalls hätten die deutschen Schiffe ihre Fahrt in Richtung Drontheim fortgesetzt.

3.45 Uhr: Die deutschen Schiffe im Oslofjord stehen in einem heftigen Feuergefecht mit Oskarsborg.

Großer Gott! Schon bei Oskarsborg — so nahe!

Nach vielen vergeblichen Versuchen gelingt es Hambro, den Hausmeister des Storting ans Telefon zu bekommen.

«Rufen Sie Ihre Leute zusammen, packen Sie die Archive ein, vor allem die Protokolle von den Geheimsitzungen. Bestellen Sie Lastautos für den Transport der Akten. Benachrichtigen Sie die Stenographen. Wir gehen höchstwahrscheinlich nach Hamar. Ich werde der Regierung Hamar als Tagungsort vorschlagen. In einer Stunde etwa werde ich selber da sein. Haben Sie verstanden?»

Eine Stunde später ist Hambro mit den Vorbereitungen für seinen Abschied fertig. Er sinkt erschöpft in einem Sessel zusammen und wartet auf die Taxi, die er bestellt hat. Er verabschiedet sich von den Dienstboten und fährt mit seiner Frau davon.

«Storting», ruft er dem Chauffeur zu.

In dieser Nacht geschehen seltsame Dinge ....

Als das Licht erlosch, wurden die Cafés und Restaurants leer. Die Menschen gingen auf die Straße und bildeten flüsternde, diskutierende Gruppen. Auf der Karl-Johan standen Hunderte beieinander — eine gespenstische, an Verschwörung erinnernde Atmosphäre.

Noch jetzt — die Nacht wendet sich schon dem Morgen zu — stehen hier und dort Menschen beieinander.

Dabei ist so gut wie nichts zu sehen. Die Polizei hält Kraftwagen an. Die Taxi werden für die Behörden beschlagnahmt, das ist alles. Von Zeit zu Zeit heulen die Alarmhörner.

Die Wagen der Diplomatie — an ihrem «CD» kenntlich — dürfen ungehindert passieren. Sie jagen unablässig durch die Stadt.

Auch der Wagen A 1 wurde gesehen. Es ist der «älteste Wagen Europas», wie es ein Spaßvogel ausdrückte, und er gehört dem König.

Besonders lebhaft geht es am Drammensvegen vor sich.

Im Park der Englischen Gesandtschaft, einem der schönsten Grundstücke von ganz Oslo, brennt ein großes Feuer. Die Sekretäre der Gesandtschaft tragen ein Aktenbündel nach dem anderen herbei. Alles wird ins Feuer geworfen. Ein Diener steht dabei und schürt den Brand mit einem langen eisernen Haken.

Freilich wird nicht alles verbrannt. Verschiedenes wird zu den Amerikanern hinübergetragen.

Die Gesandtschaften liegen hier dicht beieinander. Der Drammensvegen ist die «Diplomatenstraße» der Landeshauptstadt.

Unterhalb des englischen Grundstückes, auf der anderen Seite der Straße, liegt die hübsche, helle Gebäudegruppe der Französischen Gesandtschaft. (Die Tennisbälle, die bei den Engländern über den Zaun gehen, pflegen bei den Franzosen zu landen.) Auch in der Französischen Gesandtschaft werden Papiere verbrannt. Man merkt es an den rauchenden Kaminen.

Viktoria-Terrasse 7

Viel Aufregung gibt es auch auf der hochgelegenen Viktoria-Terrasse.

Vor dem Haus Nummer 7, dem Sitz des Außenministeriums, steht Auto bei Auto. In allen Zimmern des Hauses ist Betrieb. Auf den Korridoren ist ein Kommen und Gehen.

Im zweiten Stock des Hauses — im Konferenzzimmer, das sich neben dem Arbeitsraum des Außenministers befindet — ist die Regierung versammelt. Da sitzen sie auf den hohen lederbeschlagenen Sesseln rings um den länglichen Konferenztisch herum: der beleibte Staatsminister Nygaardsvold, Verteidigungsminister Ljungberg, Staatsrat Frihagen, Staatsrat Torp, Staatsrat Wold und wie sie alle heißen.

Draußen hat es zu dämmern begonnen. Meldungen treffen ein und gehen von Hand zu Hand. Sie sind nicht immer klar. Aber

alles in allem sagen sie deutlich genug, daß die entscheidende Stunde begonnen hat. Die deutsche Flotte steht im Oslofjord. Sie steht vor Kristiansand und Stavanger, vor Bergen und Narvik.

An dem langen Tisch des Konferenzzimmers sind in dieser Nacht viele Meinungen und Vermutungen geäußert worden. Es hat Nervosität, Aufregung und hektische Gereiztheit gegeben. Jetzt ist ein Stadium allgemeiner Ermattung erreicht. Alles Debattieren hat keinen Sinn, solange Deutschland nicht gesprochen hat.

Da betritt der Außenminister, der sich eines Telefongesprächs wegen für einige Minuten entfernt hatte, das Zimmer. Die Gespräche verstummen. Man sieht dem Gesicht dieses Mannes an, daß er eine bedeutsame Nachricht bringt.

«Meine Herren», sagt Koht, «ich habe soeben mit dem deutschen Gesandten telefoniert. In wenigen Minuten wird er hier sein.»

Es ist 4,30 Uhr. Es ist fast hell. Ein kühler Apriltag hat begonnen. Da draußen am Oslofjord, den man von diesen Fenstern aus überblicken kann, beginnt sich die mittelalterliche Silhouette von Akershus abzuzeichnen, dahinter die Höhen, die den Fjord umsäumen, rechts die Hafenanlagen mit einem ganzen Wald von Kränen und Gerüsten.

Unten hält jetzt ein großer Wagen, der vom Drammensvegen kommt: Der deutsche Gesandte Dr. Bräuer steigt die Treppen zum zweiten Stock hinauf, legt Hut und Mantel ab und wird unverzüglich ins Zimmer des Außenministers geführt.

Die beiden Männer stehen sich gegenüber, der grauhaarige, immer mürrisch dreinblickende Geschichtsprofessor und der viel jüngere, elastische Gesandte des Deutschen Reiches. Die Stunde ist zu bedeutend für umständliche Formalitäten und Höflichkeiten.

Der Gesandte entnimmt seiner Mappe ein Schriftstück von mehreren Seiten. Er selber kennt den Inhalt erst seit einer halben Stunde. Das Telegramm ist in der Nacht eingetroffen. Es ist in aller Eile dechiffriert und ausgeschrieben worden. Man hat nicht die Zeit gehabt, es zu übersetzen.

Koht nimmt die Blätter in die Hand und beginnt zu lesen. Der deutsche Text macht ihm keine Schwierigkeiten. Er kennt die deutsche Sprache. Er kennt die deutsche Geschichte. Unter den Büchern, die er schrieb, trägt eins den Titel «Bismarck».

Während er in dem deutschen Memorandum liest, sieht sich Bräuer in dem Raum um. Der deutsche Gesandte ist heute nicht zum ersten Male hier. Irgend etwas ist hier anders geworden. Aber was mag es sein?

Es ist noch immer diese alte Tapete da, für deren Farbe es keinen

Namen gibt. Es sind noch immer diese alten, etwas abgeschabten Sessel da und drüben der altmodische Kamin . . . .

Koht raschelt mit den Blättern.

Ah, das ist es. Sonst war der Minister immer hinter Akten verschanzt. Er liebte es, sich hinter Bergen aus Papier, Büchern und Zeitschriften zu verstecken. Vielleicht war es eine Schrulle von ihm, vielleicht war es der Professor im Minister.

Noch immer ist Papier auf dem Tisch aufgestapelt, aber das meiste ist verschwunden. Man hat hier aufgeräumt, man hat Akten entfernt. Sollten sie etwa schon abtransportiert sein? Und sollte man das etwa als ein Zeichen für die Haltung der norwegischen Regierung betrachten?

Dr. Bräuer sucht in dem Gesicht zu lesen, dessen Augen — hinter den buschigen Brauen fast ganz versteckt — noch immer hin und her gehen. Das letzte ist an der Reihe.

«Ich habe das gelesen», sagt Koht auf deutsch. Seine Miene ist undurchdringlich.

«Dann würde es mich freuen, Ihre Meinung zu hören. Ich brauche nicht auseinanderzusetzen, daß eine schnelle Antwort ihre Vorzüge hat.»

«In einer so wichtigen Angelegenheit», sagt Koht, «kann ich allein keine Entscheidung treffen. Sie werden das verstehen. Ich muß das Schriftstück der Regierung vorlegen.»

«Ich begreife das. Aber es wird gut sein, wenn die Entscheidung nicht allzulange dauert. Es eilt, Herr Minister! Es kommt auf jede Minute an! Sie wissen so gut wie ich, daß die deutsche Flotte schon unterwegs ist.»

«Es wird nicht lange dauern», sagt Koht, und er erhebt sich. «Die Regierung ist in diesem Hause versammelt. Ich verspreche Ihnen, daß wir uns schnell entscheiden.»

Memorandum und Antwort

Inzwischen hat man nebenan im Konferenzzimmer gesessen und gewartet.

Koht sieht bedrückte Gesichter, als er den Raum betritt. Er trägt das deutsche Memorandum vor. Er spricht wie immer, er spricht sein nüchternes, eintöniges Landsmaal. Zuweilen zitiert er einige Stellen in deutsch.

«. . . . deutsche Regierung im Besitz von Dokumenten, aus denen hervorgeht, daß England und Frankreich beschlossen haben, den Krieg auf norwegisches Gebiet zu tragen. . . . Norwegische Regierung

nicht in der Lage, entsprechenden Widerstand zu leisten .... deshalb mit dem heutigen Tage gewisse militärische Operationen eingeleitet, welche dazu führen werden, daß besonders wichtige strategische Punkte auf norwegischem Gebiet besetzt werden .... die Reichsregierung übernimmt hiermit während des jetzigen Krieges die Verteidigung des Königreiches Norwegen ...!»

Koht macht eine Pause und studiert die Gesichter. Keine Miene verzieht sich. Es ist mäuschenstill.

«.... die deutschen Truppen betreten den norwegischen Boden nicht als Feinde .... auch im Interesse Norwegens .... norwegische Volk der deutschen Aktion verständnisvoll entgegenkommen .... unnützes Blutvergießen ....»

— — — —

Draußen geht Dr. Bräuer auf und ab. Zehn Minuten. Fünfzehn Minuten. Es drängt, es drängt. Und da drüben sitzen sie und diskutieren.

Da erscheint Koht in der Tür, und Dr. Bräuer weiß, wie seine Antwort sein wird.

«Die norwegische Regierung», sagt Koht, «ist nicht in der Lage, den deutschen Vorschlag anzunehmen. Norwegen ist ein selbständiges Land. Wir würden aufhören, es zu sein, wenn wir die deutschen Forderungen akzeptieren würden.»

Dr. Bräuer hat es gewußt, und es erschreckt ihn trotzdem. Es ist unmöglich, einfach davonzugehen.

«Sie wissen, was das bedeutet, Herr Minister», ruft er in starker Erregung aus. «Es handelt sich hier vielleicht um Krieg oder Frieden!»

Koht sieht mürrisch drein und antwortet nicht.

«Sie wissen, Herr Minister», beschwört ihn der Gesandte, «was Krieg bedeutet. Ersparen Sie Ihrer Nation den Krieg. Ersparen Sie ihn dem Deutschen Reich.»

Koht schweigt.

«Sie wissen als Historiker, daß es Minuten gibt, die von einer ungeheuren, schicksalhaften Bedeutung sein können! Jetzt ist so eine Minute. Sie wird über das Schicksal eines Volkes entscheiden. Ich kann mir nicht vorstellen, daß dies die endgültige Antwort Norwegens sein soll. Es ist noch nicht zu spät. Tun Sie alles, was Sie können, um den Frieden zu erhalten. Deutschland will Frieden mit Norwegen.»

Die Verbeugungen fallen ziemlich kühl aus.

Dr. Bräuer verläßt das Haus Nr. 7 und sagt zum Chauffeur: «Drammensvegen.»

Diplomatie — auf Reisen

Oslo, 9. April 1940

Die Betriebsamkeit am Drammensvegen scheint etwas nachgelassen zu haben . . . .

Im Park der Englischen Gesandtschaft liegt ein Haufen Asche, der noch ein wenig glimmt und raucht. Schon beginnt der Wind ihn auseinanderzutreiben.

Die Engländer wissen sehr genau, was sie da verbrannt haben — die Geheimberichte für Lord Halifax, die Informationen zum Fall Altmark, zum Fall City of Flint und zu hundert anderen Fällen, die Korrespondenz mit den Konsuln in Narvik, die keine Konsuln, sondern Agenten des Secret Service waren, und dies und jenes. Eine ganze denkwürdige Bibliothek ist Asche geworden, und Asche können die Deutschen nicht lesen.

Die Engländer haben die Stadt verlassen. Sie haben schnell noch ein letztes Telegramm nach London geschickt: «Die norwegische Regierung ist guten Mutes und zum Widerstand entschlossen.» Herr Churchill wird sich freuen, wenn er das hört.

Um halb sechs sind auch die Franzosen davongefahren — eine kleine Kolonne aus vier Kraftwagen, der Gesandte und seine interessante Frau, Sekretäre und Stenotypistinnen.

Am eiligsten hatte es Herr Neumann, der Gesandte von Polen. Er verließ sein Haus in Bygdöy schon um zwei Uhr — mitten in der Nacht. Seine Frau nahm ihre geliebten Hunde mit, zwei kleine Pekinesen.

Auch Frau J. Borden Harriman, die Vertreterin der Vereinigten Staaten, ist davongefahren, nachdem sie noch schnell ein Telegramm nach Washington gegeben hat: «Der Minister des Auswärtigen teilte mir mit, daß sich Norwegen mit Deutschland im Kriege befindet.»

Während die Autos der Diplomatie über die Landstraße nach Hamar fahren, füllt sich auf dem Ostbahnhof ein schnell zusammengestellter Sonderzug. Der König, der Kronprinz mit seiner Familie, die Mitglieder der Regierung und des Storting — alles Passagiere, die keine Fahrkarte zu lösen brauchen.

Der Himmel über Oslo

Um sieben Uhr vierzig — der Sonderzug hat den Bahnhof noch nicht verlassen — tauchen die ersten deutschen Maschinen über Oslo auf. Sie fliegen niedrig über die Stadt dahin, jedermann kann

die schwarzen Kreuze auf der unteren Seite der Tragflächen erkennen. Sie kümmern sich nicht um das Maschinengewehrfeuer, das ihnen nachgeschickt wird.

Von Zeit zu Zeit ist auch das Bellen der Flak zu hören.

Überall in der Stadt stehen Leute, die sich das ansehen. Sie stehen auf den Dächern oder liegen in den Fenstern. Sie haben Feldstecher und Fernrohre zur Hand genommen.

Die beste Aussicht hat man am Hafen. Dort stehen keine Häuser, die die Sicht einschränken. Überall haben sich dort kleine Gruppen zusammengetan. Bei einer dieser Gruppen steht zum Beispiel Eisenbahndirektor Aubert, ein stadtbekannter Mann. Er raucht sein Pfeifchen, hat den Stock am Arm und sieht den deutschen Fliegern zu.

«Seht mal», ruft jemand, «da kommt ein General!»

Alle drehen sich um. Tatsächlich, da kommt ein General.

Im nächsten Augenblick schwenkt Direktor Aubert seinen Spazierstock: «Hallo, Otto!»

Der General bleibt stehen. Es ist General Otto Ruge, Generalinspekteur der Infanterie. Aubert und Ruge sind Schwäger.

«Wie geht es dir, Otto? Was sagst du zu der Geschichte? Soll man das für möglich halten? Wo kommst du überhaupt her?»

«Ich war in Ostfinnmarken», antwortet General Ruge, «von dort ging ich nach Stockholm, und gestern abend habe ich den Nachtzug nach Oslo genommen!»

«Ihr seid also noch glatt durchgekommen?»

«Der Zug ging bis Fetsund und dann keinen Schritt weiter. Ich habe das Glück gehabt, ein Auto zu bekommen.»

«Und nun?»

«Du fragst — und nun —? Ich will natürlich zur Festung und mich beim Kommandierenden General melden. Schließlich bin ich Soldat . . . .»

Noch einige Worte über Frau und Kind und dies und jenes. Dann geht General Ruge davon.

Er hätte sich freilich den Weg zur Festung sparen können, denn der Kommandierende General und seine Stäbe waren um diese Zeit längst auf und davon.

«Eroberung» und Butterbrote

Um zehn Uhr hält vor der Deutschen Gesandtschaft am Drammensvegen ein norwegisches Militärauto. Es kommt aus Fornebu und bringt zwanzig deutsche Soldaten — Luftlandetruppen. Es sind die ersten, die die Stadt betreten.

Es geht recht friedlich zu. Die Frauen der Gesandtschaft machen den Soldaten Butterbrote und kochen ihnen Kaffee.

Bald werden neue Butterbrote gebracht. Aus Fornebu trifft ein zweites Auto mit Soldaten ein. Dann kommt das dritte und vierte. Bis zum Mittag sind etwa 300 Mann in Oslo. In kleinen Gruppen verteilen sie sich auf die Stadt. Von Eroberung ist nicht die Rede. Sie gehen einfach hinein und besetzen die Stellen, die ihnen zugewiesen werden. Von Zeit zu Zeit sieht man in der Stadt einen Militärwagen, auf dem ein Maschinengewehr eingebaut ist. Man sieht auch Autos, in denen Deutsche zusammen mit norwegischen Polizeioffizieren sitzen.

Das ist alles. Kein Schuß fällt, keine Kanone donnert. Es sind viel zu wenig Deutsche, als daß von «Eroberung» die Rede sein könnte.

Vor dem Telegrafenamt zum Beispiel steht ein einziger Soldat, ein stämmiger Feldwebel. Als er dort ein Viertelstündchen gestanden hat, kommt ein norwegischer Offizier vorbei. Der Feldwebel nimmt Haltung an und salutiert. Der Offizier und auch die Fußgänger sind ziemlich überrascht. Der Offizier erwidert den Gruß und bleibt stehen.

«Sie grüßen mich», sagt er in fließendem Deutsch, «sind wir nicht im Kriege?»

«Von mir aus nicht», sagt der deutsche Feldwebel.

«Seltsam, seltsam», sagt der Norweger, und er geht in Richtung Bahnhof davon. Höchstwahrscheinlich will er mit der Bahn zu seinem Mobilisierungsort fahren.

Viele junge Norweger gehen jetzt zum Bahnhof, um sich zu stellen. Es hat sich herumgesprochen, daß Norwegen mobilisieren will. Es soll im Rundfunk etwas Derartiges gesagt worden sein.

Das stimmt. Man hat eine Erklärung des Außenministers vorgelesen, die er dem NTB (Norwegisches Telegrammbüro) gegenüber machte: Heute nacht sei in Norwegen der allgemeine Mobilisierungsbefehl erlassen worden . . . .

Aprilscherz in Hamar

Hamar, 9. April 1940

Es ist noch früh am Tage. In Hamar pfeifen die Meisen, und es gibt Frieden und Stille ringsum.

Vor dem Haus des Polizeimeisters hat soeben eine Autotaxi angehalten, aus deren Nummerschild hervorgeht, daß sie nach Oslo gehört. Es ist nicht die einzige Osloer Taxi, die heute nacht auf Reisen ging.

Der korpulente Herr, der mit der Taxi gekommen ist, betritt das Haus und steht zwei Minuten später dem Polizeimeister gegenüber, der eben beim Frühstück war.

«Mein Name ist Hambro.»

«Womit kann ich dienen?» fragt der Polizeichef.

«Sie werden heute in Hamar viel Besuch bekommen», sagt der Fremde. «Die königliche Familie, die Regierung und das ganze Storting sind unterwegs, um sich in Hamar zu treffen.»

«Wie bitte?»

Der Polizeichef von Hamar weiß nicht, was in dieser Nacht geschehen ist. Er weiß nicht, daß es in Oslo und überall an der Küste eine Nacht voller Ereignisse gab. Und wenn es der Polizeichef von Hamar nicht weiß, wer soll es dann in dieser Stadt wissen?

«Festiviteten»

Gegen Mittag wissen es in Hamar alle Leute. Hamar ist Residenz und Sitz der Regierung geworden. Von Oslo her kommen ganze Autokarawanen. Vor allen Hotels ist Gedränge. Zimmer sind kaum zu haben. Unter den ersten, die eingetroffen sind, befindet sich Staatsminister Nygaardsvold mit seiner Familie.

Auch den Wagen des Königs wollen einige gesehen haben, den Wagen mit dem Zeichen A 1. Freilich war nur das Gepäck des Königs darin.

In den Ämtern der Stadt geht es sehr aufgeregt zu. Konferenzen finden statt. Es wird organisiert, telefoniert und telegrafiert. Im Saal der «Festiviteten», dem repräsentativsten Haus der Stadt, werden alle Vorbereitungen für die Sitzung des Storting getroffen.

Besonders lebhaft geht es auch in der Gegend des Bahnhofs Hamar zu. Die Schulbuben, die hier herumstehen, bekommen viel zu sehen. Da kommen die Autos der Englischen Gesandtschaft und der Französischen. Da kommen die Polen, Dänen, Holländer, Belgier, Schweden und Finnen. Man zeigt sich auch eine grauhaarige Dame, die als Gesandte der Vereinigten Staaten von Amerika bezeichnet wird.

Man erwartet den Sonderzug, der den König, die Regierung und die Stortingsmitglieder von Oslo bringen soll. Der Bahnsteig ist zur Wandelhalle geworden. Die Diplomaten gehen auf und ab und besprechen die Situation. Sie sehen nicht so frisch rasiert aus wie sonst. Sie haben in dieser Nacht nicht geschlafen und vor lauter Aktenpacken keine Zeit für andere Sachen gehabt.

Der dicke Nygaardsvold hat sich mit dem dicken Hambro zusammengefunden. Immer wieder sehen sie über die Gleise nach

Süden, von wo der Zug kommen müßte. Sie wissen nicht, daß unerwartete Ereignisse an der Verspätung schuld sind. Als der Sonderzug die Station Lilleström erreichte, in deren Nähe der Flugplatz Kjeller liegt, erschienen deutsche Flieger am Himmel. Der Zug blieb auf der Station, und die Fahrgäste suchten Schutz in dem Tunnel, der die Bahnsteige verbindet.

Endlich trifft der Zug ein. Die Diplomaten nehmen Aufstellung und begrüßen den König, der als einer der ersten aussteigt. Beamte der Stadt stehen bereit, um sich der Stortingsmitglieder anzunehmen. In Gruppen ziehen sie in ihre Hotels.

Am Nachmittag beginnt im großen Saal des Hauses «Festiviteten» die Tagung. Man verliest die Namen und stellt fest, daß von 150 Mitgliedern 146 erschienen sind, darunter auch die drei Frauen, die dem Storting angehören.

Hambro gibt einen kurzen Überblick über die Lage und erteilt dem Außenminister Koht das Wort. Die Rede ist ein Bericht über die Dinge, die sich inzwischen ereignet haben und die im großen und ganzen schon bekannt sind. Koht schildert den Besuch des deutschen Gesandten Dr. Bräuer, liest die deutsche Note und das Memorandum vor und beschreibt die Sitzung der Regierung, die sich mit den deutschen Vorschlägen beschäftigte. Er schließt mit der Erklärung: «Nunmehr befindet sich Norwegen mit Deutschland im Krieg.»

Hambro erhebt sich: «Es ergibt sich nun die Frage, ob die einzelnen politischen Gruppen den Wunsch haben, sich zurückzuziehen, um in internen Parteibesprechungen ihre Haltung zu vereinbaren . . .»

In einer Sitzung, die man historisch nennen könnte, weil es die letzte der Storting-Tagungen war, kommt dieser Parlamentarier mit seinen Spielregeln — fast so, als ob es sich hier um die Erhöhung des Zolles für Branntwein handele.

Und Hambro hat nicht umsonst gefragt. Einer der Abgeordneten steht auf: «Da es sich hier um sehr weitgehende Entschlüsse handelt, halte ich es für eine selbstverständliche Notwendigkeit, daß sich die Parteien untereinander besprechen. Ich möchte vorschlagen . . . .»

Da fällt ihm ein Mann aus der Partei der Landwirte ins Wort: «In dieser Stunde sind wir keine Parteimenschen! Ich möchte vorschlagen, daß wir auf jede weitere Debatte verzichten.»

Hambro hat sich von dieser Ohrfeige schnell erholt: «Meine Damen und Herren! Sie kennen die Entscheidung der Regierung. Es wird vorgeschlagen, daß das Haus ohne weitere Debatte seine Zustimmung gibt. Wer widerspricht, möge die Hand erheben.» . .

Niemand hebt die Hand. Die Entscheidung der Regierung ist gebilligt.

Karl-Johan, 15.03 Uhr

Oslo.

Als sich Leland Stowe, der amerikanische Journalist, gegen 15 Uhr dem «Grand-Hotel» nähert, ist die Karl-Johan bereits für den Einzug der Deutschen vorbereitet. Die Fahrbahn ist frei von jedem Verkehr. Auf den Bürgersteigen drängen sich die Massen, die dem Einzug beiwohnen wollen.

Leland Stowe bekommt einen guten Platz auf einem der zahlreichen Balkone des Hotels. Er greift zum Notizblock und macht sich Notizen. Später wurde seine Schilderung in der amerikanischen Millionenzeitschrift «Life» veröffentlicht.

«Die Hauptstraße von Oslo», so notiert er, «ist in ihrer ganzen Länge von der wartenden Masse gesäumt. Ich glaube, es sind 30 000 Menschen, die sich den Einzug der Deutschen ansehen wollen. An der Ecke vor dem «Grand-Hotel» stehen deutsche Soldaten, die den Schutzmännern Anweisungen geben . . . .»

Eine Unruhe läuft durch die Massen. Es scheint soweit zu sein. Und wircklich ist da oben, am Fuß des königlichen Schlosses, eine Bewegung zu merken.

Leland Stowe sieht zur Uhr und notiert:

«Es ist 15 Uhr 03. Eine Kolonne biegt in den Boulevard ein und kommt langsam näher. Sechs berittene norwegische Schutzleute führen sie an. Es ist wie bei einer Parade an einem nationalen Feiertag. Sie kommen näher. Unmittelbar hinter den Polizisten schreitet ein deutscher General. Dann kommen die deutschen Truppen, in Reihen zu dritt, mit Gesichtern aus Granit, mit ihrer Ausrüstung bepackt, mit Gewehren und Maschinengewehren auf den Schultern. Sie marschieren großartig. Die meisten sehen starr geradeaus. Verschiedene jedoch lächeln zum Balkon hinauf. Es dauert 7 Minuten, dann ist die kleine Kolonne vorbei. Sie bestand aus zwei unvollständigen Bataillonen, die am Morgen auf dem Flugplatz Fornebu gelandet waren . . . .» —

Die Menge auf der Straße fängt an, sich zu verlaufen. Auch die Balkone des «Grand-Hotels» leeren sich wieder.

«Wieviel Deutsche waren das?» fragt ein Norweger den amerikanischen Journalisten.

«Keine fünfzehnhundert», antwortet Leland Stowe.

«Es ist ein tolles Stück, nicht wahr? Eine Handvoll Männer besetzt die Landeshauptstadt, und 20 englische Bomber hätten genügt, um jede Landung auf Fornebu unmöglich zu machen.»

«Warum waren die Engländer nicht da?»
«Das sind Leute, die sich alles lange überlegen.»
«Was die Deutschen zu wissen scheinen», fügt Leland Stowe hinzu.

Der Holzfäller von Hommelvik

Hamar.

In der allgemeinen Unruhe und Nervosität ist niemand auf den Gedanken gekommen, dem Staatsminister Johan Nygaardsvold besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Um so sensationeller wirkt eine Nachricht, die sich innerhalb der «engen Kreise» herumspricht:

Nygaardsvold habe beim König den Wunsch ausgesprochen, von seinem Posten entbunden zu werden.

Das entspricht den Tatsachen.

Der Staatsminister ist in jeder Beziehung am Ende seiner Kräfte. Er hat seit Tagen keinen rechten Schlaf mehr gehabt. Er ist von den Ereignissen durchgeschüttelt. Er ist fertig. Der sonst so ruhige und gemessene Mann hat die Nerven verloren.

Bis jetzt war die Politik ein interessantes, vielleicht sogar aufregendes, aber im großen und ganzen friedliches Spiel. Seit heute früh weiß Johan Nygaardsvold, daß aus dem Spiel tödlicher Ernst werden kann.

Dieser Nygaardsvold, der heute sechzig Jahre alt ist, hat die Politik niemals aus Leidenschaft und innerem Drang betrieben. Er ist einfach hineingeraten. Er war Holzfäller im Tröndelag, ging nach Amerika und haute Eisenbahnschwellen. Er kam zurück und wurde Arbeiter in der großen Zellulosefabrik seines Heimatortes Hommelvik. Er hatte die Welt gesehen, konnte ein wenig reden und hatte einen aufgeschlossenen Sinn. Das genügte, um Mitglied im Gemeinderat zu werden. Vom Ratsmitglied zum Gemeindevorsteher ist ein kurzer Weg. Dann wird man Mitglied im Storting. Dann wird man parlamentarischer Führer. Eines Tages ist der Holzfäller aus Hommelvik Staatsminister.

Das ist das Leben Johan Nygaardsvolds, und es ist zugleich sein Schicksal. Dieser Mann ist im Grunde niemals ein Politiker, noch weniger ein fanatischer Klassenkämpfer gewesen. Ein Diplomat, der durch Oslo kam und Nygaardsvold aufsuchte, äußerte sich: «Euer Nygaardsvold erinnert an einen netten, alten, pensionierten Postmeister.»

Und jetzt will dieser Nygaardsvold Schluß machen.

König Haakon ist ratlos. Er hat ein dumpfes Verständnis für die Dinge, die seinen Staatsminister bewegen. Auch er selber gehört

zu den Politikern, die die Politik nur als eine Art Liebhaberei betrieben haben. Holzfäller und Könige haben mehr gemeinsam, als mancher denkt.

Anderseits hat der König ein gewisses Gefühl dafür, daß ein Kabinettswechsel in diesem Augenblick nicht gerade vorteilhaft sein kann.

Was tun? Sie beschließen, Hambro zu fragen. Und das Unglaubliche geschieht: Der König geht hin, um den Stortingspräsidenten zu fragen, was hier geschehen soll.

Hambro möchte nicht gestört werden

Hambro hat inzwischen sein Hotel aufgesucht. Auch er hat in der letzten Zeit nicht viel Schlaf gehabt. Er gibt Anweisung, man möge ihn in den nächsten zwei Stunden in Ruhe lassen, und schließt sich ein.

Er hat kaum die Bettdecke über die Ohren gezogen, als es an die Tür klopft.

«Herr Präsident?»

«Ich habe doch gesagt», antwortet eine gereizte Stimme, «man soll mich in Ruhe lassen!»

«Ein sehr dringende Sache, Herr Präsident!»

«Ach was, laßt mich in Ruhe!»

«Seine Majestät der König und der Kronprinz sind unten und möchten den Herrn Präsidenten sprechen.»

Hambro steht auf, macht eine Zwei-Minuten-Toilette und geht in den Salon hinab, wo ihn der König und sein Sohn erwarten.

Auch Hambro ist sichtlich erschüttert, als er den Grund des Besuches erfährt. Aber im Gegensatz zu anderen weiß Hambro immer gleich, was er zu sagen hat.

«Kabinettswechsel? Kommt nicht in Frage! Jetzt weniger denn sonst. Die Verwirrung im Lande ist groß genug. Wenn wir jetzt mit der Ankündigung einer neuen Regierung herauskämen, würde die Verwirrung grenzlos werden. Wir haben keine Propagandamittel. Der Sender Hamar ist viel zu schwach. Die Regierung Nygaardsvold ist fünf Jahre am Ruder gewesen. Jeder kennt die Männer, die ihr angehören. Es wäre unklug, die Namen gerade jetzt zu wechseln. Später — vielleicht. Aber nicht jetzt. Das ist meine Meinung.»

Der König streicht nervös über das kleine Bärtchen auf der Oberlippe, was immer ein Zeichen ist, daß er scharf nachdenkt. Er sagt: «Das ist auch ganz meine Meinung.»

«Später», fährt Hambro fort, «könnte man sich überlegen, ob man

die Regierung Nygaardsvold, die ja eine reine Arbeiterregierung ist, nicht durch eine Regierung ersetzen sollte, die sich auf alle Parteien stützt.»

«Sehr richtig», sagt König Haakon, «das habe ich mir auch schon überlegt. Man müßte die Vertreter der einzelnen Parteien befragen.»

Dramatische Sitzung

Das geschieht. Wieder einmal ist ein altes Sprichwort Wahrheit geworden: «Der König regiert, Hambro kommandiert.»

In aller Eile wird der Staatsrat zusammengerufen. Die Sitzung findet in einem kleinen Zimmer des Hauses «Festiviteten» statt. Außer dem eigentlichen Kabinett nehmen daran auch der König und der Kronprinz, Hambro und die Parteiführer teil.

Hambro spricht.

«Meine Herren, Quisling hat eine neue Regierung gebildet.»

Die Verwirrung ist unbegreiflich.

Alle sprechen durcheinander. Selbst der abgekämpfte Nygaardsvold ist aufgesprungen und bewegt die Hände wie ein Südländer.

Am aufgeregtesten ist der Justizminister. Er nimmt den Hörer vom Telefonapparat und schreit hinein: «Geben Sie mir Oslo! Beeilen Sie sich! Bitte das Polizeipräsidium. — Ich möchte den Herrn Polizeipräsidenten sprechen .... Hallo! Ist der Polizeipräsident dort? .... Hier ist der Justizminister. Wir hören soeben, daß Quisling eine neue Regierung gebildet hat. Das widerspricht der Verfassung. Ich gebe Ihnen hiermit den Auftrag, Quisling augenblicklich zu verhaften.»

Außenminister Koht lächelt ein böses, kleines Lächeln. Es ist gut reden von Hamar aus.

In Oslo wurde wenige Tage später eine kleine Geschichte von einem norwegischen Schutzmann erzählt. Als der erste deutsche Truppentransporter im Hafen von Oslo anlegte, stürzte der Schutzmann ans Telefon: «Herr Polizeipräsident, ein deutsches Schiff ist angekommen. Soll ich die Truppen an Land lassen?»

Das ist sicherlich eine kleine Anekdote und nichts weiter. Es gibt keine Schutzleute, die so dumm sind. Aber die Geschichte vom norwegischen Justizminister ist wahr.

Nygaardsvold ist längst vergessen. Der Fall ist in den Ereignissen untergegangen. Kein Mensch sprichtnoch von Demission. Aus dem Staatsrat ist ein Debattierklub geworden — ein aufgescheuchter, zornig surrender Bienenschwarm.

Hambro bemüht sich, die Ordnung wiederherzustellen. Er redet

jedem einzelnen gut zu. Er drückt diesen und jenen in den Stuhl zurück. Er will eben anfangen, seine Ansprache fortzusetzen, da gibt es eine neue Unterbrechung.

Verteidigungsminister Ljungberg wird am Apparat verlangt. Es sind wenige Worte, die er spricht, und man kann sich kein rechtes Bild daraus machen. Aber der Tonfall ist so eigenartig, sein Gesicht auf eine seltsame Weise angespannt ....

Alle haben die Empfindung, daß es sich um eine außergewöhnliche Nachricht handeln muß.

Es wird still in dem kleinen Zimmer. Ljungberg hat ein Gesicht aus Stein, als er schließlich den Hörer hinlegt und sagt: «Motorisierte deutsche Truppen sind auf dem Wege nach Hamar.»

Straßensperre

Midtskogen, 9. April 1940

Midtskogen liegt an der Straße, die von Hamar nach Elverum führt.

Bei Midtskogen sind norwegische Truppen dabei, die Straße zu sperren. Von Zeit zu Zeit laufen telefonische Meldungen ein. Sie besagen, daß die kleine deutsche Abteilung, die von Oslo aufgebrochen ist, näher und näher kommt.

Man hat im Laufe dieses Krieges seltsame Formationen auf der norwegischen Seite kämpfen sehen. Das Detachement, das Major Helset an dieser Stelle für den Kampf vorbereitet, ist vielleicht das seltsamste.

Es setzt sich zusammen aus einer Rekrutenkompanie der Garde, aus den Arbeitern des benachbarten Schießplatzes, denen man in aller Eile das Schießen beibrachte, und schließlich aus Mitgliedern einiger Schützenvereine, die schnell in Uniformen gesteckt wurden. Den Kern dieser zusammengewürfelten Truppe bilden die Offiziere der Schießschule.

Kapitän Rognes hat Befehl erhalten, die Straße durch Sperren unpassierbar zu machen. Seine Männer sind kräftig bei der Arbeit. Sie haben irgendwo einige Rollen Stacheldraht aufgetrieben, die sie nun über das Gelände spannen. Sie fällen Bäume, sie heben Schützenlöcher aus.

Den Autofahrern, die an diesem Nachmittag die Straße passieren, geht es schlecht.

«Bitte aussteigen», sagen die Posten, «wir brauchen Ihren Wagen.»

«Meinen Wagen? Wozu?»

«Wir brauchen Material, um die Straße zu sperren.»

«Wie soll ich denn weiterkommen? Sehen Sie nicht, daß ich kleine Kinder und mein ganzes Gepäck bei mir habe?»

«Es ist Krieg, mein Herr.»

Schon steht ein halbes Dutzend Autos da, die quer über die Straße gestellt sind. Ein neues wird dazu geschoben.

Unter den Opfern befindet sich auch der finnische Gesandte aus Oslo. Sein Protest nützt ihm nichts. Man nimmt ihm den Wagen weg, stellt ihm freilich auf der anderen Seite der Sperre ein neues Fahrzeug zur Verfügung. So gut haben es die anderen nicht. Sie müssen ihre Koffer in die Hand nehmen und zu Fuß nach Elverum weitergehen. Und das ist kein Vergnügen. Es ist ein Weg von 7 km, es herrscht tiefe Dunkelheit, und die Straße liegt voller Schnee.

Dann geschieht, was man seit Mittag erwartet: Die Deutsehen kommen.

Der Zusammenstoß verläuft kurz und dramatisch. Als der erste deutsche Wagen vor der Sperre hält, bricht aus den norwegischen Stellungen die Hölle los. Ein wütendes Maschinengewehrfeuer prasselt über die Straße. Die deutschen Soldaten verlassen die Wagen und suchen Deckung. Dann machen sie einen Versuch, längs der Straße und der Bahn vorzugehen. Aber das Feuer der Norweger ist zu lebhaft.

Die Deutschen ziehen sich wieder zurück und verschwinden in der Dunkelheit. Unter den Verwundeten befindet sich Hauptmann Spiller, der Luftattaché aus Oslo.

Schluß in Elverum

Elverum, 9. April 1940

Inzwischen ist in der Volkshochschule von Elverum das Storting, das Hamar so plötzlich verlassen mußte, wieder zusammengetreten.

Die Zeit drängt. Es ist später Abend. Noch hat das Gefecht bei Midtskogen nicht stattgefunden. Werden die Deutschen durchkommen? Was geschieht, wenn sie durchkommen?

Niemand weiß es. Man nimmt sich nicht allzuviel Zeit mit den Formalitäten. Es wird eine erstaunliche Sitzung. Noch niemals hat das Storting in so kurzer Zeit so entscheidende Beschlüsse gefaßt.

Hambro gibt bekannt, daß der deutsche Gesandte Dr. Bräuer, einen neuen Besuch angekündigt habe. Was hat das zu bedeuten? Frieden? Neue Überraschungen?

Auf jeden Fall bedeutet es: Neue Verhandlungen. Das Storting beschließt, der Regierung drei Herren als beratende Mitglieder für

diese Verhandlungen beizugeben; Ivar Lykke, J. L. Mowinckel und Jon Sundby.

Dann wird ein Vorschlag angenommen, wonach das Storting der Regierung eine Art Generalvollmacht für die Dauer des Krieges verleiht, «alle Schritte zu unternehmen und jede Entscheidung zu treffen, die unter den jeweiligen Umständen für nötig befunden wird.»

Ferner beschließt das Storting, dem König und der Regierung die Erlaubnis zum Verlassen des norwegischen Bodens zu geben.

Nachdem die zweite Strophe der Nationalhymne, von den Mitgliedern des Storting stehend gesungen, verklungen ist, ist niemand so froh wie der Stortingspräsident Hambro.

Er hat das Storting zusammengebracht. Er hat seine Leute, so gut es ging, mit Hotelzimmern und belegten Brötchen versorgt. Er hat Sonderzüge bereitgestellt. Er hat Gesetze verabschieden lassen. Niemand kann sagen, Stortingspräsident Hambro habe seine Pflichten vernachlässigt.

Jetzt aber ist er frei. Jetzt kann er das tun, was er sich seit dem Morgen des 9. April vorgenommen hat.

Carl Joachim Hambro will über die Grenze. Möglichst schnell will er das. Man hat ihn aufgefordert, an den Verhandlungen, die morgen mit Dr. Bräuer stattfinden sollen, teilzunehmen. Man hat ihn aufgefordert, der Gruppe beizutreten, die die Oppositionsparteien der Regierung als beratendes Organ beigeben sollen.

Präsident Hambro hat das eine wie das andere abgelehnt. Er hat keine Lust, wochenlang mit der Regierung im Lande herumzureisen. Hat er vielleicht eine kleine Ahnung von dem, was geschehen wird?

O nein! Herr Hambro weiß, wo er sich besser nützlich machen kann. Er hat sich schon seinen Platz ausgesucht. Dieser Platz heißt: Stockholm. Dort gibt es keine deutschen Bomber. Dort gibt es keine Verdunklung.

Aber Hambro ist nicht so dumm, einfach davonzugehen. Er sorgt dafür, daß schnell noch eine kleine Kabinettskonferenz stattfindet. Er ist bemüht, für das, was er sich vorgenommen hat, sozusagen den offiziellen Auftrag zu erhalten.

Herr Hambro trägt vor, was er alles in Stockholm zu unternehmen gedenkt, und die Herren aus dem Kabinett finden es in Ordnung und nicken Beifall. Hambro hat den Segen der Regierung.

Ganz zum Schluß noch ein kleiner Höflichkeitsbesuch beim Staatsminister Nygaardsvold. Der liegt im Bett, ist wehleidig und immer noch amtsmüde.

«Aushalten! Aushalten!» sagt Hambro, der sich freundschaftlich auf den Bettrand gesetzt hat. «Nur Mut, alter Freund.»

Während Hambro seinen Koffer packt, meldet sich ein junger Polizeioffizier bei ihm: «Herr Präsident, ich habe den Auftrag, Sie nach Schweden zu bringen.»

Hambro ist mit seinem Chauffeur zufrieden. Er ist auch mit dem Wagen zufrieden — ein schöner, großer, starker Wagen, der der staatlichen Polizei gehört.

Es ist kurz nach 22 Uhr. Hambro geht auf die Reise.

Die Straße ist sehr glatt. Zuweilen ist sie von hohen Schneewänden eingefaßt. Es ist stockdunkel. Eigentlich müßte man ganz ohne Licht fahren, aber auf dieser Straße geht das nicht, sie ist voller Kurven. Zuweilen führt sie an Berghängen dahin, die steil nach unten abstürzen.

Dann passiert es. In einer Kurve kommt der Wagen ins Gleiten. Der Fahrer bremst, das hätte er nicht tun sollen. Die Hinterräder gleiten nach rechts auf die Seite des Abhangs zu, und der Fahrer reißt das Steuer nach links.

Hambro macht die Augen zu.

Es gibt einen Stoß, der Wagen steht.

Hambro macht die Augen wieder auf und holt tief Luft. Der Wagen ist nicht in die Tiefe gestürzt. Es ist der hohe Schneewall, der sie gerettet hat. Die Räder sitzen freilich fest.

Was nun?

«Ich will sehen, daß ich ihn wieder flott kriege», sagt der Offizier.

Er schaltet den nächsten Gang ein, aber die Räder mahlen sich nur noch tiefer in den Schnee ein. Sie steigen aus und sehen sich die Geschichte von draußen an.

Man könnte eine Decke unterlegen, wenn man eine hätte. Aber man hat keine. Man könnte Pferde vorspannen, wenn man welche hätte. Aber man hat keine. Das letzte Bauernhaus liegt weit, weit zurück, und wer weiß, wo das nächste ist.

Es bleibt nichts weiter übrig, als im Schnee sitzenzubleiben und zu warten.

Hinten flammen Lichter auf.

Der Polizeioffizier stellt sich auf die Straße und breitet die Arme aus. Es sind drei Autos. Engländer von der Gesandtschaft in Oslo.

Das freut Herrn Hambro. Mit Engländern kommt er gern zusammen. Und die Engländer ihrerseits wissen, was sie an Herrn Hambro haben. Sie geben sich alle Mühe, seinen Wagen herauszuziehen. Aber es geht nicht.

Hambro läßt den schönen Polizeiwagen und den Offizier im Schnee zurück und steigt bei den Engländern ein.

Europa in Aufruhr

Das ist der 9. April:

Oslo von Luftlandetruppen genommen! Regierung nach Hamar geflüchtet! Artilleriegefechte im Oslofjord! Kreuzer «Blücher» vor Oskarsborg, Kreuzer «Karlsruhe» vor Kristiansand gesunken. Landung in Drontheim, Bergen, Stavanger, Egersund und Arendal! Narvik in deutscher Hand! Seegefechte mit Engländern! Luftkämpfe über der Nordsee!

Jedes Wort ein Ereignis. Und jedes Wort ein Telegramm, das um den Erdball gejagt wird.

Die Weltpresse hat einen Tag wie lange nicht. Es wird gefunkt und telefoniert und telegraphiert. Alle Hauptstädte der Welt sind in Aufruhr. Sonderausgaben und Extrablätter werden herausgebracht.

Die Rundfunksender brechen ihre musikalischen Programme ab und bringen Sondernachrichten heraus. Alle Welt richtet die Augen auf Skandinavien.

Präsident Roosevelt wird mitten in der Nacht geweckt. Er bestellt einen Sonderzug und fährt nach Washington.

In den Hauptstädten Europas tagen die Kabinette, manche schon in den frühesten Morgenstunden.

M. Reynaud, französischer Premierminister, hat die ganze Nacht in seinem Arbeitszimmer zugebracht. Er liegt auf seinem Sofa und schläft einen Schlaf mit vielen Unterbrechungen. Alle halbe Stunde läßt er sich wecken, um die inzwischen eingegangenen Telegramme zu lesen.

Um 7 Uhr früh treffen sich die Minister und Generalstäbler, die dem französischen Kriegskomitee angehören. Dann folgt eine Besprechung im Elysee, bei der Staatspräsident Lebrun den Vorsitz hat. Im Anschluß daran ist Ministerrat. Dann empfängt Reynaud den norwegischen Gesandten Bachke. Der Tag vergeht mit weiteren Empfängen, mit Besprechungen und Telefongesprächen, die mit London geführt werden.

Am Mittag fliegen Reynaud und Daladier mit einem kleinen Stab Mitarbeiter nach London zur Tagung des Obersten Kriegsrates.

In London ist inzwischen auch schon einiges geschehen. Um 8 Uhr 30 ist das Kabinett zusammengetreten. Während die Minister sich besprechen, werden die Ämter von der Presse bedrängt. Alle Welt will wissen, was die englische Flotte getan hat. Alle Welt ist überzeugt, daß sie etwas getan hat.

«Wenn sich ein Kriegsschiff auf hoher See befindet», so erklärt

ein Sprecher des Foreign Office, «wäre es eine gewaltige Torheit, wenn es uns nach London die neuesten Nachrichten funken würde. Kämpfende Schiffe funken nicht. Das ist der Grund, weshalb wir selber noch ohne jede Nachricht sind. Very probably You will get a very good story within the next twelve hours.» Und man wartet.

Das Kabinett hat bis 10 Uhr 15 getagt. Dann ist Lord Halifax frei. Und er beginnt am laufenden Bande zu empfangen. Um 10 Uhr 20 kommt Herr Colban, der Vertreter Norwegens. Gleich darauf kommt der Franzose Corbin. Dann kommen die Parteiführer, und so geht es den ganzen Tag weiter — Schweden, Vereinigte Staaten und andere.

Zwischendurch hat Halifax eine Erklärung für den englischen Sender abgegeben. Der norwegische Journalist Martinsen, der mit der Gesandtschaft zusammenarbeitet, hat sie vorgelesen. Es heißt darin: «Seite an Seite bis zum Siege . . . .»

Gegen Mittag findet eine zweite Kabinettssitzung statt.

2 Uhr 40 geht Herr Chamberlain ins Unterhaus hinüber. Er hat keine Zeit gehabt, seine Rede auszuarbeiten. Man beobachtet, wie er dasitzt und fieberhaft mit dem Bleistift Notizen macht. 3 Uhr 45 erhebt er sich, von beiden Seiten des Hauses stürmisch begrüßt. Er verspricht den Norwegern alle Hilfe, deren England fähig ist. Mit einem Pathos, wie man es bei diesem Pedanten nur selten gehört hat, spricht er den Satz aus: «Powerful units of the Navy are at sea.»

In der Debatte spricht Major Attlee, der Labourführer: «Ich hoffe, daß diese Hilfe vollständig, daß sie schnell und daß sie wirksam sein wird.»

Während Attlee spricht, hat Chamberlain das Haus bereits wieder verlassen. Inzwischen nämlich sind auf dem Flugplatz Croydon die Franzosen eingetroffen: Reynaud, Daladier, Admiral Darlan und General Koeltz, denen sich der Botschafter Corbin angeschlossen hat.

Der Oberste Kriegsrat tritt 16 Uhr 30 zusammen und tagt zwei Stunden. Die amtliche Verlautbarung, die dann herausgegeben wird, ist sehr lang. Sie enthält alle Namen und alle Titel der teilnehmenden Persönlichkeiten. Am Schluß steht ein magerer Satz, mit dem nicht viel anzufangen ist: «Die Vertreter der beiden Länder beschlossen in vollem Einvernehmen über verschiedene Maßnahmen militärischer und diplomatischer Art, die gegen diesen neuesten deutschen Angriffsakt ergriffen werden sollen.»

Mr. Miller in New York

New York, 9. April 1940

Mr. Miller, der jüngste Reporter des «New York World-Telegram, steht vor seinem Chefredakteur. «Haben Sie eine Vorstellung, Miller, wieviel Norweger in den Vereinigten Staaten wohnen?»

«Sicher eine Menge.»

«Quatsch, präzise Zahlen.»

«Sagen wir fünfhunderttausend.»

«Falsch! Es sind dreieinhalb Millionen. Mehr als in Norwegen selber wohnen. Da sind Sie platt, wie? Ich war es auch. Aber Scherz beiseite. Sie wissen, was die da in Europa für Unsinn gemacht haben. Wir bringen das ganz groß 'raus; eine einzige skandinavische Sondernummer, und die Norweger, die bei uns wohnen, wollen wir fragen, was sie von der Sache halten. Also gehen Sie. Gott mit Ihnen. Ich denke, die Leute werden toben.»

Zehn Minuten später ist Mr. Miller schon unterwegs. Er hat Adreßbücher nachgeschlagen. Er hat Telefongespräche geführt. Er hat Hinweise, Empfehlungen und Adressen gesammelt. Er glaubt, jetzt genügt es, und geht davon.

Ein guter Journalist hat immer ein bißchen Glück.

In einer Drogerie an der First Avenue, Ecke der 64. Straße, entdeckt Mr. Miller eine hübsche, junge auffallend blonde Dame, die ein Morgenblatt liest. Die großen Überschriften zeigen es weithin an: Nachrichten aus Skandinavien.

«Tolle Sachen», sagt der Reporter und sieht der jungen Dame über die Schulter, «nicht wahr? Das sind tolle Neuigkeiten.»

«Wie bitte?»

«Entschuldigen Sie tausendmal. Ich habe nur gesagt, daß das ziemlich tolle Nachrichten sind. Sie scheinen sich besonders lebhaft dafür zu interessieren.»

«Allerdings», sagt die auffallend blonde Dame, «ich bin nämlich Norwegerin.»

«Habe ich mir gedacht. Ich bin Reporter von «New York World-Telegram.» Ich würde mich freuen, wenn wir uns zwei Minuten über diesen Punkt da unterhalten könnten.»

«Da gibt es nicht viel zu unterhalten. Ich bin der Meinung, daß das eine Sünde und Schande ist.»

«Von den Deutschen ....», sagt der Reporter und hat schon den Block bereit, ohne den kein amerikanischer Zeitungsmann auf die Nachrichtenjagd geht.

«Von den Engländern natürlich», sagt die Norwegerin. «Ich sage,

es ist eine Gemeinheit, daß die Engländer das gemacht haben. Wer hat denn unsere Küsten vermint? Waren das die Deutschen oder waren das die Engländer? Und ich sage Ihnen, es sind die Engländer, die uns regelrecht in den Krieg hineinziehen (Just drawing us into the war)».

«Und Deutschland?»

«O nein, es waren die Alliierten. Die haben in den letzten Monaten überhaupt sehr viel dummes Zeug mit ihrer Politik gemacht.»

«Sie haben nichts dagegen, daß ich von Ihrer Ansicht Gebrauch mache?»

Nicht im geringsten.»

«Würden Sie mir Ihren Namen nennen?»

«Ich heiße Hjördis Nielsen. Ich bin Governess, Erzieherin.»

«Adresse?»

«315 E, 68th Street.»

Der Reporter geht nun davon, die Adressenliste herunterzuarbeiten, die er mit auf die Reise genommen hat. Die erste ist: Brooklyn, 4711 Fifth Avenue. Dort ist das Büro der Firma C. A. Hansen. Er bekommt den Verkäufer Ralph Bergh zu fassen.

«Und was sagen Sie dazu, Mr. Bergh?»

«Es ist lausig», sagt Bergh, «einfach lausig ist das.»

«Wieso?»

«Wir hoffen hier, daß unsere Leute da drüben keinen Widerstand leisten. Das wäre nicht klug, wissen Sie. Aber ich habe so eine Ahnung, als ob sie es trotzdem tun werden. Ganz gewiß werden sie die Sache falsch machen (do the wrong things).»

Der Reporter nimmt eino Taxi und fährt weiter. Seine nächste Adresse ist: Sigurd Glambeck (118 Lincoln Place, Brooklyn).

«Ich bin gewiß kein Nazi», sagt Herr Glambeck, «eher das Gegenteil. Aber in diesem Fall, wissen Sie, hat ganz allein England die Schuld. England brachte uns in diese Geschichte hinein, weil es die norwegische Handelsflotte brauchte (because she wanted Norway's merchant fleet).»

Thomas Christiansen, Präsident des Skandinavischen Seemannsklubs, Brooklyn, 565. Henry St., erklärt: «Es waren die Alliierten, die die deutsche Invasion herbeigeführt haben. Die Mißachtung (disrespect), die Großbritannien für die Neutralität Norwegens hatte, darüber ist kein Zweifel, hat die deutsche Invasion verursacht.»

Mr. Miller ist ziemlich verzweifelt. Er ruft von der ersten besten Telefonzelle bei seinem Chefredakteur an: «Ich habe bis jetzt mit vier Norwegern gesprochen . . . .»

«Und sie haben getobt?»

«Gegen England», sagt Miller. «Ich frage mich, ob es Zweck hat, weiterzuarbeiten. Die Stimmung ist einheitlich gegen England.»

Geben Sie es noch nicht auf», sagt der Chefredakteur, «New York kann doch nicht bloß aus Nazis bestehen.»

Kaffee in der Postmeisterei

Nybergsund, Nacht zum 10. April 1940

Es ist Mitternacht, als Hambro in Nybergsund eintrifft. Er nickt den Engländern, die ihn mitgenommen haben, noch einmal zu und tastet sich die Stufen zur Postmeisterei hinauf.

Im dunklen Flur des Hauses trifft er eine Frau. «Ist Seine Majestät schon da?»

«Der König ist hier», flüstert die Frau und zeigt auf eine Tür.

Sie sitzen im Salon des Hauses: der König und der Kronprinz, beide in Generalsuniform, der Ernährungsminister Lie und der alte Hofchef Wedel (ein Mann, der seit 1926 im Dienst des Hofes steht). Die Luft ist blau.

Die kleine Gesellschaft scheint nicht sehr redselig zu sein. Alles ist ermüdet und erschöpft.

Der König sitzt noch immer mit seinem ernsten nachdenklichen Gesicht da und sagt plötzlich: «Sie gehen nach Stockholm, Herr Präsident? Ich wäre dankbar, wenn Sie einen Brief an meine Schwester, Prinzessin Ingeborg, mitnehmen würden.»

«Und von mir einen für meine Frau», fügt Olav hinzu. «Sie ist schon drüben. Wir haben sie heute über die Grenze gebracht.»

Hambro fühlt sich geschmeichelt und sagt, es würde ihm eine Ehre sein.

«Sie wissen, wohin Sie wollen», sagt der König. «Wir wissen es nicht. Wo werden wir morgen sein?»

«Es hängt davon ab», sagt Hambro, der auch in den schwierigsten Situationen nie um eine Antwort verlegen ist, «ob die Deutschen Elverum nehmen oder nicht. Als ich abfuhr, waren noch keine Nachrichten da. Aber ich kann sagen, daß unser Heer alle Anstrengungen gemacht hat, die Deutschen aufzuhalten.»

«Ich habe viel nachgedacht», sagt der König, «ob wir nach Schweden gehen sollen oder nicht. Man hätte es nötig, schon deswegen, um einmal ordentlich auszuschlafen. Nicht wahr, Olav?»

Olav hat die Ellenbogen auf den Tisch gelegt und läßt vor lauter Schläfrigkeit den Kopf hängen. Eine natürliche, aber nicht gerade königliche Haltung.

Olav nickt müde. «Schweden geht nicht», sagt er, «wir müssen

im Land bleiben. Wir würden die Schweden in Verwirrung bringen. Sie würden vor lauter Aufregung nicht wissen, wie sie sich verhalten sollen. Sie sind schon jetzt nervös genug.»

Der König zieht eine Landkarte heran, die auf dem Tisch liegt, und betrachtet sie, indem er den Kopf nach hinten legt und die Augenbrauen hochzieht: «Ich meine, wir sollten nach Rendal gehen.»

«Nicht übel», sagt Hambro.

«Olav, was hältst du von Rendal?»

Olav antwortet nicht. Er ist in diesem Augenblick eingeschlafen, der Kopf ist ihm zwischen die Arme gesunken. Da liegt er nun auf dem Tisch im Salon des Posthauses und schläft.

«Das sind die jungen Leute», sagt der König lächelnd. «Sie haben es gut. Sie schlafen, wie und wo sie wollen.»

«Majestät sollten längst zu Bett gegangen sein», sagt Minister Lie.

«Leichter gesagt als getan», antwortet der König. «Im Haus sind alle Zimmer besetzt.»

«Für den König», sagt Hambro mit dem Pathos eines Schauspielers von der alten Schule, «für den König sollte in jedem Hause Norwegens ein Zimmer frei sein.»

«Lassen Sie», beschwichtigt ihn der König und erhebt die Hand.

Hambro hat sich erhoben und hält die linke Hand aufs Herz, eine Geste, die er oft anwendet: «Erlauben, Majestät, daß ich das augenblicklich in Ordnung bringe.»

«Lassen Sie, lieber Hambro. Die Leute haben den Schlaf alle nötig. Lassen Sie sie schlafen. Sie sind früher gekommen als wir. Es sind außerdem alles Stortingsmitglieder.»

«Wie? Mitglieder aus dem Storting?» regt sich Hambro auf, «um so klarer ist es, daß hier etwas geschehen muß. Nein, gestatten Sie, Majestät. Wenn diese Leute morgen hören, daß der König ihretwegen auf ein Bett verzichtet, werden sie untröstlich sein. Sie werden mir niemals verzeihen, daß ich sie nicht geweckt habe.»

Und schon ist Hambro draußen, um mit Hilfe der Hausfrau einige schlafende Gäste auszuquartieren.

Um 2 Uhr 30 gehen König und Kronprinz zu Bett. Die anderen rollen sich in Decken und richten sich auf zusammengerückten Stühlen ein.

Bald darauf klopft es. Der Polizeioffizier, Hambros Fahrer, ist da. Ein starker Schlepper hat seinen Wagen aus dem Schnee herausgezogen. Es kann nach Schweden weitergehen.

Hambro steckt die Briefe ein, die ihm König und Kronprinz gaben. Er steckt zweihundert Kronen ein, um die er Olav anpumpte. Dann begibt er sich auf die Reise.

Der Tag der Panik

Oslo, 10. April 1940

Am Vormittag dieses Tages gehen wilde Gerüchte durch die Stadt. Ein Geschwader von 500 englischen Bombern, so heißt es, wird Oslo in Schutt und Asche legen. Gleichzeitig wird die englische Flotte vom Fjord aus Oslo beschießen. Bis 12 Uhr muß die Stadt geräumt sein. Wer dann noch drin ist, wird mit untergehen.

Woher stammen diese Nachrichten? Man sagt, es sei im englischen oder schwedischen Rundfunk angekündigt worden. Niemand hat es selber gehört.

Heute, nachdem mehr als zwei Jahre seit den Ereignissen verflossen sind, weiß man sehr genau, daß es weder der englische noch der schwedische Rundfunk war. Heute weiß man, daß diese Gerüchte von einer Stelle kamen, zu deren Aufgaben es gehört hätte, gegen Gerüchte einzuschreiten: vom Polizeiministerium.

Der Polizeiminister selber hat das Gerücht erfunden. Er sorgt dafür, daß es verbreitet wird. Er läßt über alle Apparate in der Stadt anrufen, Behörden, Banken, Kaufhäuser, Gaststätten werden aufgefordert, die Leute zu entlassen und aus der Stadt herauszuschicken. Polizeibeamte laufen von Haus zu Haus und verbreiten es in den Wohnungen. Sie machen geheimnisvolle Andeutungen.

Die Verwirrung wird grenzenlos, als 10 Uhr 45 die Alarmsirenen ihr gräßliches, erschreckendes Hupsignal ertönen lassen. Auch das ist ein Trick des Polizeiministers.

Die Männer vom zivilen Luftschutz beziehen ihre Posten. Sie stehen an den Straßenecken. Sie tragen ihre grüne Binde und den Stahlhelm, und die Leute sagen sich: Folglich ist es kein Gerede. Es sieht alles ganz so aus, als ob die Engländer in einer Stunde da sind.

Die Leute wissen nicht, ob sie Oslo verlassen oder in die Keller flüchten sollen. Viele verlassen die Keller wieder und stehen ratlos auf der Straße. In den Kellern herrscht eine Nervosität ohnegleichen. Die Leute unterhalten sich darüber, ob ein Keller stark genug ist, das Bombardement einer Schlachtflotte auszuhalten. Sie wissen nicht, was sie tun sollen. Schließlich gehen alle auf die Straße.

In der Karl-Johan ist zuerst zu spüren, daß sich so etwas wie eine Panik vorbereitet. Die Angestellten haben die Büros und die Geschäfte verlassen. Alle Ämter sind leer. Dafür sind die Straßen voll von Menschen, die nicht wissen, wohin. Sie schließen sich den anderen an. Es bildet sich ein Strom, der sich über die Karl-Johan dahinwälzt. Und dieser Strom reißt alles mit sich, was noch zauderte. Er ergießt sich durch die Vorstädte in die Umgebung. Eine ganze

Landeshauptstadt geht auf die Wanderschaft. Der Strom wächst wie ein Wildwasser, wenn der Schnee schmilzt. Von Viertelstunde zu Viertelstunde wird es schlimmer. Am Ende ist es eine kopflose Flucht.

Die öffentlichen Verkehrsmittel sind überladen. Sie fahren übrigens an den Haltestellen vorbei und kommen nicht wieder. Taxi sind nicht mehr zu haben. Die letzten, die es gab, sind für hohe Summen gemietet worden. Man stürzt sich auf die Privatautos. In kleinen Wagen, die für höchstens vier Personen bestimmt sind, drängen sich acht und mehr Menschen zusammen. Man besetzt die Kühler, man hängt sich hinten an. Man steht auf den Trittbrettern.

Lastwagen werden angehalten. Ein Bierfahrer wird gezwungen, seine Fässer abzuladen und dafür Menschen mitzunehmen. Die Menge stürmt den Wagen und fährt hinaus. An einer anderen Stelle halten sie ein Kohlenauto an. Es ist ganz gleich, was es ist. Alle denken nur: Hinaus, hinaus!

Eine grausige Episode spielt sich um halb zwölf Uhr an der Vaterlandsbrücke ab. Die Menschenmenge, die sich dort an der Straßenbahnhaltestelle versammelte, hält ein Leichenauto an, das in die Stadt hinein wollte. Man stellt den Sarg auf die Straße und besetzt den Wagen. Das Leichenauto wendet und verläßt die Stadt.

Alle Regeln, alle Gesetze scheinen aufgehoben zu sein. Man nimmt das erste beste Motorrad, das in der Straße steht, und fährt davon. Dutzende von Privatautos werden entführt.

Die Verkehrsunfälle sind an diesem Tage so hoch wie sonst in einem halben Jahr. Die Nervosität grenzt ans Sinnlose. Es gibt Tote und Verwundete.

Auf der Karl-Johan steht ein verlassener Autobus. Ein Mann setzt sich ans Steuer und probiert eine Weile am Schaltbrett herum. Er reißt die Tür auf und schreit hinaus: «Einsteigen, einsteigen, die Karre geht wieder.» Im Handumdrehen ist der Wagen überfüllt.

Fast alle Geschäfte und Gaststätten haben geschlossen. Um 11 Uhr hat auch das «Grand-Café» zugemacht. Der große Raum zeigt alle Spuren eines kopflosen Aufbruchs. Die Gäste haben halbgegessene Eier stehenlassen. Garderobe wurde vergessen. Es gibt umgestürzte Tische und Stühle. Verschiedene liefen davon, ohne ihre Rechnung zu bezahlen.

Wie es im Zentrum der Stadt ist, so ist es auch in allen Vorstädten. Die Leute haben nur einen Gedanken: Hinaus! Sie beladen ihre Fahrräder mit der Habe, die sie eilig in den Schränken zusammensuchten. Manche sind so gescheit, sich Betten und Decken mitzunehmen. Andere tragen ihr schweres silbernes Geschirr im Koffer hinaus.

Mütter suchen ihre Kinder, alte Leute brechen zusammen. Hysterische Schreie ertönen, Weinen und Wehklagen. Leute werden zu Boden gerissen.

Alles steht kopf. Es gibt wenige Menschen, die an diesem Tage ihre Ruhe behalten. Diese wenigen werden von der Masse für wahnsinnig gehalten. Es geschieht, daß man Leute, die in der Stadt bleiben wollen, auf offener Straße anhält und gewaltsam auf die Autos zerrt.

Um zwölf Uhr ertönen Entwarnungssignale. Doch um diese Zeit ist Oslo eine tote Stadt. Die Geschäfte und Restaurants sind zu. Beschädigte Fahrzeuge stehen auf den Straßen herum. Die Zahl der Leute, die die Stadt verlassen hat, wird auf über zweihunderttausend geschätzt.

Jeder Verkehr hat aufgehört, nur die Autos der deutschen Wehrmacht brummen durch die Stadt. Heute ist das erste Truppenschiff im Hafen gelandet. Die deutschen Soldaten gehen in kleinen Gruppen durch die Straßen und besichtigen eine Stadt ohne Einwohner.

Wo sind die Leute geblieben? Sie haben sich nach allen Seiten in die Wälder geschlagen, vor allem nach Norden. Die Landschaft Nordmarken wimmelt von Osloern. Das Maridalen ist ein einziger großer Autoparkplatz.

Die Nacht darauf....

Schlimmer als die Panik ist das, was ihr folgt. Zehntausende irren gegen Abend in den Wäldern herum und wissen nicht, wo sie in der Nacht unterkommen sollen. Die Gaststätten, die es da draußen gibt, sind längst überfüllt. Kein Bett ist mehr zu haben. Auch das Essen wird knapp. Die Leute haben an Silber, Familienpapiere und alte Briefe gedacht, nur nicht ans Essen.

Die Villen werden besetzt, ob die Besitzer wollen oder nicht. Die Hütten werden aufgebrochen. Dicht gedrängt stehen die Menschen in den kleinen Räumen. Es ist kaum Platz zum Sitzen, geschweige denn zum Schlafen. Kinder schreien, alte Leute stöhnen. Es ist kalt. Draußen fällt ein nasser Schnee vom Himmel.

Tausende finden in dieser Nacht kein Dach. Wenn sie Decken und Mäntel bei sich haben, legen sie sich unter die Bäume in den Schnee. Aber nicht alle haben Decken. Sie irren wie ruhelose Gespenster umher und frieren und haben Hunger.

Am Nachmittag sind fahrbare Küchen des Roten Kreuzes in die Wälder gefahren. Das ist ein Segen, aber diese Küchen können nicht überall sein.

Seit Mittag hat der Sender Oslo in kurzen Abständen eine beruhigende Mitteilung gebracht. «Diese Gerüchte», heißt es darin, «sind aufgelegter Unsinn und Lügen. Die Bevölkerung hat keinen Grund, die Stadt zu räumen . . . .» Es folgen Sendungen, die zur Heimkehr auffordern. Namentlich werden die Beamten der Verkehrsinstitute, des Telegraphenamtes usw. aufgefordert. Aber in den Wäldern stehen keine Radioapparate. Nur wenige hören diese Nachrichten, und es dauert lange, bis es sich in den Bergen herumgesprochen hat.

Gegen Abend kommen verschiedene, die es draußen nicht mehr aushielten, in die Stadt zurück. Einige Straßenbahnen und Autobusse verkehren wieder. Die ganze Nacht hält die Rückwanderung an. Am anderen Morgen kommen ganze Züge übermüdeter und erschöpfter Menschen in die Stadt zurück.

Aber nicht alle kommen so wieder, wie sie hinausgingen. Familien wurden auseinandergerissen. Kinder kehren ohne ihre Mütter heim. Fünfhundert Kinder gingen in dieser Nacht verloren. Und um jedes gab es viel Tränen und Herzeleid.

Viele sind so weit weggegangen, daß sie in die Kriegshandlungen hineingerieten, die sich in den nächsten Tagen im Norden Oslos entwickelten.

Die Frau eines norwegischen Diplomaten, die zwei kleine Kinder bei sich hatte, geriet bei Skeikampen zwischen die kämpfenden Parteien. Zwei Tage lang irrte sie zwischen den Feuerlinien umher und wußte nicht, wohin. Die Frau eines Rechtsanwalts, die kurz vor der Niederkunft stand, kam bei Hönefoss in Straßenkämpfe hinein. In einer kleinen Hütte in Nordmarken gebar eine junge Frau ein Kind.

Man könnte hundert ähnliche Fälle berichten, die nicht weniger dramatisch sind.

Vielen wurde die Heimkehr ganz abgeschnitten. Sie mußten wochen-, ja monatelang warten, bis sie wieder nach Oslo kommen konnten. Der Sender Oslo richtete einen besonderen Nachrichtendienst ein, dessen Aufgabe es war, versprengten Familienangehörigen Nachrichten zukommen zu lassen.

Das war der 10. April 1940, genannt der Paniktag.

Am Tage zuvor waren die deutschen Geschwader über der Stadt aufgetaucht. Es wurde geschossen. Es fielen sogar einige Bomben. Die Leute standen auf den Dächern und sahen sich das mit Ferngläsern an. Die Stadt behielt ihre Ruhe.

Am 10. April wird in der gleichen Stadt ein Gerücht verbreitet. Kein Schuß fällt, keine Bombe fällt. Nur ein blödes Gerücht, das

sich selber widerlegt, geht um. Und es genügt, daß zweihunderttausend Menschen den Kopf verlieren. Sie stürzen sich in einer wilden Panik hinaus.

Es lohnt, über diesen Beitrag zur Psychologie der Masse nachzudenken.

Aufbruch aus Oslo

Oslo, 10. April 1940

Vor dem Haus der Deutschen Gesandtschaft steht seit dem frühen Morgen der Wagen des Gesandten, ein dunkelblauer Horch mit der Nummer A 25.

Der Fahrer wurde zum frühen Morgen bestellt. Jetzt geht es gegen zehn Uhr. Aber er weiß, wie das in der Diplomatie ist: da kommt immer alles ganz anders, als man denkt, da treffen in letzter Minute Telegramme ein, und dann müssen sie dechiffriert werden, und dann ist dies und jenes.

Der Fahrer kennt den Betrieb sehr genau. Schließlich ist er über zwanzig Jahre in Oslo. Und Dr. Bräuer, für den er fährt, ist der sechste in einer ganzen Dynastie von Chefs, die er erlebte.

Kurz vor zehn kommt Dr. Bräuer. Man sieht ihm an, daß er übermüdet und überanstrengt ist. In seiner Begleitung befindet sich eine junge Dame, in der der Fahrer eine Frau Spiller, die Gattin des Luftattachés, erkennt.

«Hamar, Elverum!» sagt der Gesandte.

Der Wagen fährt davon. Es geht über den Trondhjemsvegen, über den sich der Strom der Flüchtlinge wälzt. Oslo hat seinen Paniktag. Es geht auf die Landstraße hinaus. Es liegt Schnee. Die Fahrbahn ist unsagbar schmutzig. Und immer wieder müssen die Fuhrwerke der Flüchtlinge überholt werden.

Im Wagen wird kein Wort gesprochen. Frau Spiller sieht mit bangen Gedanken dem Wiedersehen mit ihrem Mann entgegen. Man hat ihr gesagt, daß er sehr, sehr schwer verwundet sei.

Der Gesandte blickt ernst auf die Straße hinaus.

Nach einer halben Stunde Fahrt gibt es einen Aufenthalt. Norwegische Infanteristen, das Gewehr im Anschlag, stehen auf der Straße. Dr. Bräuer will sich ausweisen, aber es zeigt sich, daß der Posten schon von seinem Kommen unterrichtet ist.

In Hamar steigt Frau Spiller aus. Man hat ihren Mann noch in der Nacht ins Krankenhaus gebracht. Es wird ein sehr bitteres Wiedersehen. Spiller ist tot.

Inzwischen ist der Wagen schon längst auf der Straße nach

Elverum. Immer wieder stehen Posten auf der Straße. Sieben Kilometer vor der Stadt ist die große Straßensperre von Midtskogen, wo gestern der Zusammenstoß war. Hier geht es nicht weiter.

Auf der anderen Seite der Sperre wartet ein Offizier auf den Gesandten. Dr. Bräuer steigt in einen bereit gehaltenen norwegischen Wagen und fährt nach Elverum. — — — —

Wenn der König ein König gewesen wäre!

Elverum.

In Elverum ist alles für die Besprechungen vorbereitet. Der König ist aus Nybergsund eingetroffen. Außenminister Koht ist da, und in seiner Begleitung befinden sich die Herren Lykke, Mowinckel und Sundby.

Auch General Ruge ist nach Elverum zur Volkshochschule beordert worden. Er kommt nicht in der allerbesten Laune. Er hat sich bis zuletzt in Terningmoen aufgehalten und fieberhaft an der Mobilisierung gearbeitet. Ein Offizier geht nicht gern von der Arbeit weg, wenn mobilisiert wird. Jetzt sitzt er mit diesen Politikern in einer kleinen Stube in Elverum und wartet und weiß nicht, wofür es gut sein soll.

«Ich verstehe nicht, warum Sie mich geholt haben», sagt er höchst ungnädig. «Ich sitze hier herum und vertrödle die Zeit.»

«Wir alle hätten Besseres zu tun.»

«Sie sind Politiker. Ich bin kein Politiker.»

«Aber Sie sind Soldat», sagt Koht, «und Sie sind ein Soldat, der kämpfen will.»

«Wenn ich recht verstanden habe, ist das Thema, das hier besprochen werden soll, der Friede.»

«Wenn schon», sagt Koht mit einem Lächeln, das voller Andeutungen ist.

Ruge hat begriffen und ist still.

20 Minuten vor 3 Uhr trifft von der Sperre Minnesund die telefonische Nachricht ein, daß sie der Gesandte Dr. Bräuer passiert habe und unterwegs nach Elverum sei.

Bald darauf rollt der Wagen mit dem Gesandten vor der Volkshochschule vor. Ein Beamter des Außenministeriums empfängt Dr. Bräuer und führt ihn in eins der kleinen Zimmer.

Dann kommt jemand mit der Mitteilung: «Majestät läßt bitten.»

Dr. Bräuer ist sehr erstaunt, festzustellen, daß Majestät von einer ganzen Gesellschaft umgeben ist. Er hatte ausdrücklich um eine Unterredung unter vier Augen gebeten. Aber hier sind viele

Augen. Er befindet sich einer ganzen Front gegenüber. Da steht in der Mitte die schlanke, etwas schwächliche Figur des Königs, dann ist Koht da und dann drei Gesichter, die ihm nicht unbekannt sind, Lykke, Mowinckel und Sundby.

Dr. Bräuer verbeugt sich vor der Gruppe. Er sieht jedem der Fünf ins Auge. Und es hat den Anschein, daß er seinen Blick besonders bedeutungsvoll auf dem Außenminister Norwegens ruhen läßt. Das ist der Mann, der ihm gestern auf der Viktoria-Terrasse den Frieden abschlug.

«Majestät», sagt Dr. Bräuer. «Ich komme mit einer Botschaft, die für den König persönlich bestimmt ist. Ich bitte daher, mir nicht verübeln zu wollen, wenn ich darauf Wert lege, diese Botschaft nun auch wirklich dem König persönlich mitteilen zu können.»

Es gibt etwas betretene Gesichter. Alle außer dem König selber scheinen verstanden zu haben. Aber Koht läßt sich nicht so leicht aus dem Felde schlagen:

«Majestät sprach den Wunsch aus, daß die Herren, die Sie hier vor sich sehen, bei der Unterredung zugegen sind.»

«Für die Sache des Friedens», antwortet Dr. Bräuer, «der ich zu dienen beabsichtige, versprach ich mir mehr, wenn ich Gelegenheit habe, mit dem König allein zu reden.»

Jetzt scheint auch der König begriffen zu haben. Er sieht sich etwas unsicher nach seiner Hilfsmannschaft um. Wollen sie gehen? Wollen sie ihn allein lassen?

Die Norweger wechseln schnell einige geflüsterte Worte. Dann ziehen sie sich zurück, und der König bleibt.

Nun stehen sie sich gegenüber: der norwegische König und der Abgesandte des Deutschen Reiches. Zwei Männer haben die Möglichkeit, Frieden zu machen.

Zwei Sekunden vergehen — zwei stille, schweigsame Sekunden. Es ist, als ob die Weltgeschichte für einen Augenblick den Atem anhält.

Dann beginnt Dr. Bräuer zu reden. Er trägt die Botschaft vor: Es bleibt dabei, daß Deutschland nicht als Feind gekommen ist. Das Deutsche Reich hat es übernommen, die Neutralität des Landes zu schützen, die Norwegen nicht mehr zu schützen in der Lage war. Inzwischen hat sich gezeigt, daß die derzeitige Regierung nicht bereit und nicht in der Lage ist, Verständnis für die deutsche Situation aufzubringen. Daraus ergibt sich für Deutschland die Notwendigkeit, die Einsetzung einer neuen Regierung zu verlangen — einer Regierung, die nicht von vornherein feindlich gegen Deutschland eingestellt ist, sondern vielmehr ein freundliches, verständiges Ver-

hältnis zwischen Deutschland und Norwegen gewährleistet. Eine solche Regierung ist schon vorhanden. Es ist nur noch notwendig, daß der König die Regierung, die Quisling ausgerufen hat, anerkennt. Die Möglichkeit, daß in diesem und jenem Fall Änderungen vereinbart werden, bleibt durchaus offen ....

Als Dr. Bräuer seinen Vortrag beendet hat, sieht er das Gesicht eines müden alten Mannes. Ebensogut hätte er seine Botschaft zum offenen Fenster hinaushalten können.

Was der König erwidert, ist die Antwort eines Beamten, der sich einen schwierigen Fall vom Halse schaffen will, indem er sich für nicht kompetent erklärt.

«Exzellenz», sagt König Haakon, «ich bin Ihren Ausführungen mit Aufmerksamkeit gefolgt. Ich muß Ihnen aber sagen, daß es sich da um Dinge handelt, die ich allein nicht entscheiden kann. Nach unserer Verfassung ist der König von Norwegen nicht das, was man sich sonst unter einem König vorstellt. Der König übt seine Funktion nur in Gemeinschaft mit dem Rat aus. Er allein ist nichts. Ich habe daher nicht die geringste Möglichkeit, in politischen Dingen eine Entscheidung zu treffen.»

So endet diese Unterredung, die man vielleicht das historische Gespräch von Elverum genannt hätte, wenn dieser König wirklich ein König gewesen wäre. Aber er war es nicht. Und statt der historischen Unterredung wurde es eine tragische ....

Der König geht zur Tür und ruft aus dem Nebenzimmer Professor Koht herein. Zum zweiten Male setzt Dr. Bräuer seine Botschaft auseinander. In dem gestern überreichten Memorandum würden einige Punkte geändert werden, aber dafür sei die Voraussetzung, daß die alte Regierung abtrete und daß ihr eine Regierung folge, die ein anderes Verhältnis zu Deutschland habe als die bisherige — die Regierung Quisling.

Abermals erklären die Norweger, daß sie nicht zuständig seien. Es ist wahrhaftig wie in einer schlecht geleiteten Behörde, wo die Besucher von Schalter zu Schalter geschickt werden.

Der König zieht sich mit Koht zurück, um die Antwort auszuarbeiten. Wieder vergehen Minuten, und Dr. Bräuer geht in seiner Stube auf und ab.

Er weiß schon jetzt, daß diese Sache so gut wie verloren ist. Er hat es in dem mürrischen Gesicht des Außenministers, in den verlegenen Zügen des Königs gelesen. Diese Männer wollen den Frieden nicht mehr. Sie wollen Krieg. Sie wollen Bombardements und brennende Städte, flüchtende Familien und Tod und Verderben.

Der König kommt: «Wir haben die Vorschläge, die Sie uns

machten, sorgfältig besprochen und sind nunmehr in der Lage, Ihnen eine Antwort zu geben. Norwegen kann den Vorschlägen des Deutschen Reiches nicht beistimmen. Wir können nicht eine Regierung ernennen, die das Vertrauen des Volkes nicht besitzt.»

«Majestät», ruft Dr. Bräuer, «es stehen jetzt wichtigere Dinge auf dem Spiel als innerpolitische Bedenken.»

«Wir sind an unsere Verfassung gebunden.»

«Majestät, Ihre alte Regierung bedeutet Krieg, Quisling bedeutet Frieden. Das ist der Unterschied.»

Der König zuckt die Achseln.

«Dann wollen Sie Krieg», ruft der Gesandte in äußerster Erregung aus, «Majestät, noch immer besteht die Möglichkeit, einen Krieg zu verhindern. Der Krieg ist etwas Schreckliches. Schon ist Blut geflossen. Mehr als genug. Man sollte ihn beenden.»

Kein Echo. Der König und sein Außenminister schweigen.

«Ist das Ihre endgültige Antwort?» fragt Dr. Bräuer in einem gedämpften Tonfall, der deutlich erkennen läßt, daß er alle Hoffnung aufgegeben hat.

«Endgültig ist diese Antwort nicht», sagt Koht, «es ist nämlich noch notwendig, daß wir die Sache zusammen mit dem vollständigen Kabinett besprechen. Erst wenn dies geschehen ist, können wir Ihnen die endgültige Antwort geben.»

Es ist zum Verzweifeln. Noch einmal wendet sich Dr. Bräuer an den König: «Majestät wissen, wie weit die Ereignisse im Lande fortgeschritten sind. Eine schnelle Entscheidung tut not. Jede Stunde neues Warten bedeutet neue Opfer.»

Man trennt sich, nachdem eine umständliche Vereinbarung getroffen wurde. Das Kabinett soll in aller Eile zusammentreten. Dr. Bräuer begibt sich auf die Heimreise und ruft unterwegs von Eidsvold aus an. Koht wird ihm sagen, was das Kabinett beschlossen hat.

Anruf aus Eidsvold

Dr. Bräuer hat noch eine Unterredung mit den drei Stortingsdelegierten Lykke, Mowinckel und Sundby. Dann fährt man ihn zur Sperre nach Midtskogen, wo sein Wagen wartet. Er läßt sich in Richtung Hamar zurückfahren. Bei Hamar werden sie durch eine neue Sperre aufgehalten, die hier im Laufe des Tages errichtet wurde. Es gibt einen heftigen Auftritt mit den norwegischen Infanteristen. Nur widerwillig sind sie bereit, die Sperre zu öffnen.

Um 7 Uhr 30 kommt Dr. Bräuer in Eidsvold an. Sie fahren

zum Bahnhof, und der Fahrer macht den Versuch, eine telefonische Verbindung mit Elverum herzustellen. Nach einer halben Stunde ist das Gespräch da.

Dr. Bräuer nimmt den Apparat in die Hand und spricht mit Koht. Der Fahrer steht abseits und studiert das Gesicht des Gesandten. Er weiß sehr wohl, daß hier entscheidende Worte gewechselt werden. Aber einstweilen sieht Dr. Bräuer nicht nach guten Nachrichten aus.

«Wie bitte? Was hat das Kabinett beschlossen? Der König will der Regierung Quisling nicht zustimmen? — Dann noch eine Frage, Herr Minister, bedeutet diese Antwort, daß Norwegen seinen Widerstand fortsetzen wird?»

Der Fahrer hat Kohts Antwort nicht gehört. Aber er weiß auch so, wie sie beschaffen war.

«Widerstand solange wie möglich», das war die Antwort Kohts.

Der deutsche Gesandte besteigt mit ernstem Gesicht seinen Wagen und fährt nach Oslo zurück.

Alarm in Nybergsund

Nybergsund, 11. April 1940

Im Kaufhaus von Nybergsund (Samvirkelagets gaard) ist der Teufel los....

Ein Paket Tiedemans Tabak!

Haben Sie Ferngläser da?

Bitte ein Kilogramm Butter!

Mir eine Schachtel Zigaretten!

Ich möchte ein buntes Wollhemd.

Was kostet dieser Fotoapparat?

So geht es den ganzen Tag. Der Laden ist immer voll, und zum Glück ist ein großes Lager da.

Diese Hochkonjunktur im Samvirkelagets gaard besteht freilich erst seit der Ankunft der Regierung in Nybergsund, und das ist seit gestern der Fall.

Seit gestern sind auch die Leute vom NTB. (Norwegisches Telegramm-Büro) da, eine zwölfköpfige Gesellschaft aus Redakteuren, Reportern, Stenographen und Stenotypistinnen. Sie haben sich in den beiden oberen Etagen des Kaufhauses niedergelassen und machen ihre Arbeit, so gut es geht.

Als sie von Oslo nach Hamar aufbrachen, dachten sie, es sei ein kleiner Ausflug von zwei oder drei Tagen. Jetzt ahnt mancher von ihnen, daß die Reise noch lange nicht zu Ende ist. Ein älterer Journa-

list vom NTB. steht im Laden und verhandelt mit dem Chef des Kaufhauses. Er will einige Schreibmaschinen und Radioapparate kaufen. Man braucht sie für die Arbeit. An so etwas hat niemand gedacht, als sie von Oslo aufbrachen.

Der Mann sucht einen schönen großen Radioapparat aus und will ihn gleich mit hinaufnehmen. In diesem Augenblick wird die Ladentür aufgerissen, und es stürzt ein junger Bursche herein, der dem Journalisten etwas zuflüstert.

Der Journalist stellt den Radio-Apparat hin und ruft, daß es alle hören: «Fliegeralarm! — — — — Fliegeralarm!»

Mit zwei Sprüngen verläßt er den Laden. Er stürzt ins Haus. In den NTB.-Zimmern ist ein großes Durcheinander. Einige raffen die Sachen zusammen, andere stürzen schon die Treppe hinunter.

Die Nachricht muß durch den ganzen Ort gegeben werden, was freilich nicht allzu schwierig ist, da Nybergsund nur eine kleine Ortschaft ist. Es liegt zu beiden Seiten der Brücke über den Trysil-Fluß.

In der Nähe des Ortes, nur wenige hundert Meter weit, beginnt ein kleiner Wald. Schon sieht man Leute, die dem Wald zustreben. Bauern mit ihren Familien, Minister, auswärtige Militärattachés, Chauffeure, Departementsbeamte — alles läuft in den Wald.

Man spricht davon, daß auch der König dort sei. Die Leute stehen unter den Bäumen im Schnee. Sie rauchen und warten, was nun geschieht. Es geschieht nichts. Eine halbe Stunde vergeht, ohne daß sich etwas rührt. Einige behaupten, ganz in der Nähe ein tiefes Brummen gehört zu haben. Andere bestreiten es.

Verschiedene gehen wieder in den Ort zurück. Man geht an die Arbeit. Die Gaststube bei Sörberg füllt sich wieder. Die Kunden, die im Kaufhaus ihren Handel unterbrachen, kaufen weiter ein. Der Redakteur vom NTB. nimmt seinen Radioapparat und trägt ihn hinauf.

Mehrmals noch kommt an diesem Mittwoch Alarm. Die Leute gewöhnen sich daran. Sie gehen in den Wald. Es werden aber immer weniger. Man nimmt diese Alarme nicht mehr ganz ernst.

«Unfug», sagt ein alter Bauer. «Mich kriegen keine drei Pferde wieder in den Wald.»

Jetzt wird es ernst!

Am Donnerstag, dem 11. April, kurz nach 17 Uhr, ertönt in Nybergsund die altmodische Autohupe, die bei der Wegkreuzung mitten im Ort an einem Pfahl angebracht ist. Ein Soldat bedient sie. Er hupt unverdrossen hinein, als ob er die Mauern von Jericho umstürzen will.

In der Gaststube der Gastwirtschaft Sörberg halten sich der König, der Kronprinz und die Regierung auf. Es wird ein guter starker Kaffee getrunken und dies und jenes beratschlagt.

Alles verstummt, als plötzlich das Bellen der Alarmhupe beginnt. Einer sieht den andern an.

«Was hat das zu bedeuten?» fragt König Haakon.

«Fliegeralarm», sagt Minister Lie, und er steht auf, um aus dem Fenster zu sehen.

«Ist eine telefonische Nachricht gekommen?»

«Höchstwahrscheinlich war keine Zeit. Diesmal scheint es ernst zu werden, Majestät!»

Draußen ist schon wieder Bewegung. Leute gehen in den Wald. Der polnische Gesandte geht vorbei. In einigem Abstand folgt ihm seine Frau, die ihre beiden kleinen Pekinesen an der Leine nach sich schleift. «Kommt doch schon», ruft ihr der Gesandte ärgerlich zu.

Auch Major Östgaard hat zum Fenster hinausgesehen. Östgaard ist der Adjutant des Kronprinzen. Seit 1914, also fast dreißig Jahre lang, befindet er sich in der Begleitung Olavs. Er war sein Lehrer und Erzieher. Dann war er der diensthabende Offizier und schließlich Adjutant. Er ist ein Mann von 55 Jahren, ein Sportsmann von internationalem Ruf. Jahrelang war er der Leiter des norwegischen Skiverbandes.

Major Östgaard verläßt den Platz am Fenster und wendet sich an den König: «Ich glaube, es ist richtig, wenn Majestät den Ort verlassen.»

«Glauben Sie, daß es diesmal ernst wird?»

«Flugzeuge!» schreit einer vom Fenster her.

Das ist wie ein Signal. Stühle werden umgestürzt. Einige gehen ins Freie und laufen davon. Auch Östgaard hat die Gaststube verlassen. Er springt über die Straße und besorgt einen Wagen für den König.

«Lassen Sie», wehrt der König ab, «wir gehen in den Wald.»

Inzwischen sind die Flugzeuge näher gekommen. Das tiefe Brummen erfüllt die Luft.

Der König läuft in seinen hohen Militärstiefeln auf den Wald zu. Im Laufen zieht er den Mantel an. Mit ihm laufen Olav und der Adjutant. Es sind 400 Meter bis zum Waldrand.

Ein Mann steht seitwärts am Wege. Er stellt einen Fotoapparat ein. Offenbar hat er die Absicht, die deutschen Bomber zu fotografieren.

In diesem Augenblick läuft der König vorbei. Der Fotograf bemerkt es, reißt den Apparat an die Stirn und knipst.

Niemand hat es bemerkt. Der Fotograf schließt sich den Leuten an, die in den Wald gehen. Er hat ein Bild, wie man es nicht alle Tage machen kann: ein König auf der Flucht.

Ein sensationelles Foto! Es geht durch die Weltpresse und wird der Schlager der nächsten Tage. «Life», die amerikanische Millionenzeitschrift, bringt es zweiseitig heraus. Es erscheint in unzähligen Magazinen und Tageszeitungen.

Die deutschen Apparate kreisen jetzt über Nybergsund. Sie fliegen sehr tief. Man kann die Kreuze auf den Tragflächen genau erkennen. Sie greifen an, weil sie wissen, daß sich in diesem Städtchen gegenwärtig Regierung und Oberkommando befinden, sie wollen also das Willenszentrum des feindlichen Widerstandes treffen.

Auf einmal ist ein Pfeifen zu hören, ein unheimliches Pfeifen. Niemand hat kommandiert. Alles wirft sich hin, auch der König. Dann gibt es einen gewaltigen Schlag. Die Bombe ist ausserhalb des Ortes niedergegangen. Eine Säule aus Erde und Schnee steigt auf und entfaltet sich zu einer ungeheuren Blüte.

Die Leute stehen aus dem Schnee auf und verschwinden tiefer im Wald. Sie setzen sich unter die Bäume und warten. Jedesmal, wenn das unheimliche Pfeifen ertönt, werfen sie sich lang hin. Bombe folgt auf Bombe.

«Es brennt», schreit einer. Tatsächlich, es brennt in Nybergsund. Man kann noch nicht genau sehen, was es ist. Es ist mitten im Ort, ungefähr dort, wo das Kaufhaus steht.

Staatsrat Hjelmtveit ist aufgesprungen und stolpert durch den hohen Schnee. Er zittert an allen Gliedern. «Mein Gott, mein Gott», spricht er vor sich hin.

«Was ist mit Ihnen los, Hjelmtveit», fragt Minister Lie.

«Meine Nerven, meine Nerven. Wenn es erst vorbei wäre!»

Der Mann hat einen Nervenzusammenbruch. Er ist Kirchenminister. Kirchenminister sind nicht verpflichtet, Helden zu sein.

König Haakon sitzt unter einer Fichte im Schnee.

Neben ihn hält sich Major Östgaard auf. Er ist Soldat und sucht ein Beispiel zu geben. Er steckt sich eine Zigarette an und hält dem König das Etui hin. In der Nähe sitzt Frau Neumann, die Frau des polnischen Gesandten. Sie hat ihre Hündchen auf dem Schoß und raucht.

«Ich wollte, ich wäre ein Kaninchen», sagt Haakon, «die haben es besser als der König von Norwegen».

Er hat das mehr zu sich selber gesagt, aber das Wort ist gehört worden. Es wird weitergegeben. Es geht durch die Presse. Es geht um die Welt.

«Das ist der Krieg, Majestät», sagt Major Östgaard.
«Ja, das ist der Krieg», wiederholt Haakon.
«Ist es ein Zeichen von Schwäche, wenn man in solchen Situationen nachdenklich wird? Ich frage mich, ob es richtig war, daß wir den Krieg wählten. Ich spreche nicht von mir. Das sind Kleinigkeiten. Aber sehen Sie sich Hjelmtveit an. Sehen Sie sich die Flammen dahinten an.»
Östgaard weiß keine Antwort. In Nybergsund brennt es lichterloh. Es hat sich inzwischen herausgestellt, daß es das Kaufhaus ist.
Leute sind in das Haus gestürzt und tragen Koffer und Taschen hinaus, die den Angestellten des NTB. gehören.
Der Besitzer ist da und rettet, was zu retten ist. Das Lagerhaus brennt. Die Tankstelle vor dem Grundstück ist in die Luft gegangen. Der große Autobus, der vor der Tankstelle stand, brennt lichterloh. Es ist der Wagen, mit dem die Leute vom NTB. gekommen sind.

Die Straße, die zurückführt....

Gegen 6 Uhr 30 am Abend ist die Gefahr vorbei. Mit steifen Gliedern kommen die Leute aus dem Wald. Das Lagerhaus ist bloß noch eine rauchende Ruine.
Der König geht durch den Ort und sieht sich die Bombenkrater an. Auf der Straße, die nach Elverum zurückführt, ist eine Bombe niedergegangen, die den Weg fast in seiner ganzen Breite aufriß.
«Sehen Sie sich das hier an», sagt der König.
«Ein hübscher Krater», sagt Major Östgaard.
Der König seufzt: «Das ist die Straße, die zurückführt. Es gibt kein Zurück mehr, Östgaard.»

Drevsjö (an der Grenze), 11. April 1940

Von dem Kirchdorf Drevsjö geht eine Straße nach Schweden hinüber. Bald hinter der Grenze ist eine kleine schwedische Zollstation, eine von hundert anderen, die es an der langen Grenze vom Skagerrak bis nach Lappland hinauf geben mag. Wie die anderen lag sie stets im tiefsten Frieden — Holzhändler, Bauern und vereinzelte Touristen gingen über die Grenze, nichts weiter.
Die Ereignisse haben aus der kleinen Zollstation eine Passierstelle von internationalem Format gemacht. Es geht Tag und Nacht. Die wenigen Beamten können die Arbeit kaum bewältigen. Dutzende von Kraftwagen halten vor dem Zollhaus. Viele führen das Schild mit den Buchstaben «CD» (Corps Diplomatique).
Einige dieser Autos sind mit einem seltsam bunten Tuch zugedeckt,

das sich bei näherem Zusehen als das Sternenbanner der Vereinigten Staaten herausstellt. Es war eine Idee des Luftattachés Losey (desselben Losey, der einige Tage später während eines Bombardements auf Dombaas ums Leben kam).

Hotel in Särna

Särna (Schweden), 12. April 1940

Die kleine Stadt ist überschwemmt. Die Hotels sind überfüllt. Man stellt drei Stühle zusammen und nennt das Bett. Viele müssen auf der bloßen, blanken Erde schlafen.

Die kleine schwedische Stadt — Endpunkt der nach Stockholm führenden Bahn — ist plötzlich zum Sammelpunkt all dieser Minister, Gesandtschaftsbeamten, Regierungssekretäre und Flüchtlinge geworden, die seit dem 9. April über die Grenze strömen. In Särna trifft sich halb Oslo wieder.

— — — —

Auch Sir Cecil Dormer und Monsieur Dampierre treffen sich wieder. Sie wohnen im Hotel von Särna, ihre Zimmer liegen am gleichen Korridor.

Monsieur Dampierre, ein schlanker, eleganter Mann in den Fünfzigern, der auf der Oberlippe das unwiderstehliche französische Bärtchen trägt, ist noch ganz erregt von den neuen Nachrichten, die jetzt im Hotel kursieren: «Sie haben gehört, Herr Dormer? Bergen und Drontheim sind zurückerobert.» «Ich habe gehört», sagt Herr Dormer. «Selbstverständlich habe ich gehört. Die Leute sind ja wie betrunken. Sie umarmen sich. Ich sah einen Mann, der Tränen in den Augen hatte. Übrigens traue ich der Sache nicht ganz.»

«Wieso? Immerhin war es eine offizielle Reuternachricht.»

«Wir wissen, wie Reuternachrichten entstehen.»

«Sie sind immer der alte Skeptiker. Aber schließlich ist uns doch bekannt, daß Hambro in Stockholm ist. Es ist unmöglich, daß diese Nachricht herauskam, ohne durch Hambros Hände gegangen zu sein.»

«Auch Hambro kann sich irren!»

«Aber er erfindet keine eroberten Städte. Quant à moi, ich bin jedenfalls fest entschlossen, nach Drontheim zu gehen.»

«Und was wollen Sie in Drontheim?»

«Ich hörte, daß auch der König entschlossen sei, nach Drontheim zu reisen.»

Sir Cecil Dormer hebt die Hände zu einer Geste, die etwa sagen soll: es mag ein jeder tun, was ihm beliebt.

Ein Auto bleibt im Schnee stecken

Monsieur Dampierre reist nach Drontheim. Er reist noch am gleichen Tage. Der starke Fordwagen, mit dem er von Oslo kam, hat inzwischen die «Farbe gewechselt». Er ist weiß überstrichen worden, wie man jetzt in Särna alle Autos, die wieder über die Grenze zurück sollen, gegen Fliegersicht weiß tarnt.

Monsieur Dampierre macht nicht den Fehler, auf dem kürzesten Wege nach Norwegen zurückzukehren. Er möchte sich den deutschen Fliegern nicht unnötig aussetzen. Er will sich so lange wie möglich auf schwedischem Gebiet halten, um dann im letzten Augenblick, etwa bei Röros, die Grenze zu passieren.

Aber es gibt viel Schnee an der schwedischen Grenze, grausam viel Schnee. Der Wagen bleibt immer wieder stecken, und der Fahrer hat seine liebe Not, ihn wieder flott zu kriegen. In der Gegend von Fjällnäs wird es noch schlimmer.

Monsieur Dampierre ist in dieser Beziehung einiges gewöhnt. Immerhin war er, bevor er nach Oslo versetzt wurde, Gesandter in Kanada. Monsieur Dampierre pflegt von einer gewissen Wehmut befallen zu werden, wenn er an Kanada zurückdenkt. Dort fühlte er sich wohler, ganz abgesehen davon, daß jetzt in Kanada Frieden ist.

«Weißt du eigentlich», fragt er plötzlich (nach einem Gedankensprung) seine Frau, «weißt du eigentlich, wo der junge Bruère steckt?»

«Er soll in Paris sein. Ich hörte, er sei Leutnant bei den Fliegern.»

Dampierre lächelt vor sich hin. «Wenn man etwas über den jungen Bruère wissen will, muß man die Damen fragen. Er ist ein unerschöpfliches Thema für den Klatsch der Diplomatenfrauen von Oslo gewesen.

Der junge Bruère ist der Sohn des Gesandten Bruère, den Monsieur Dampierre ablöste, als er von Kanada nach Oslo versetzt wurde. Er hat seinem Vater viel Sorgen gemacht. Bis zuletzt munkelten die Leute in Oslo, es sei der junge Bruère gewesen, der am Abschied seines Vaters schuld war.

Herr Dampierre lächelt vor sich hin, wenn er an die vielen kleinen Geschichten denkt, die von dem jungen Lebemann erzählt werden. Zum Beispiel pflegte er junge Damen in die Französische Gesandtschaft einzuladen, um mit ihnen «lebende Bilder» zu stellen. Zweimal faßte ihn die Polizei ab, wie er betrunken am Steuer saß. Der Alte soll mancherlei Mühen gehabt haben, bis er den Führerschein wiederbekam, den man seinem Sohn entzogen hatte.

Zwei Monate vor dem Kriege geschah der Fall, der diesem Treiben gewissermaßen die Krone aufsetzte. Nach einer vergnügten Autotour,

wobei unterwegs viel französischer Kognak getrunken wurde, kehrte der junge Bruère von Fornebu nach Oslo zurück. Er hatte im Wagen eine schöne junge Dame, die geschiedene Frau eines Generaldirektors aus der norwegischen Aluminiumindustrie, bei sich. Bruère raste in voller Fahrt gegen einen Baum. Der Wagen ging in Trümmer. Der Fahrer kam mit einigen Schrammen davon. Seine Begleiterin wurde schwer verletzt und starb bald darauf an den Folgen des Unfalls . . . .

Monsieur Dampierre wird aus seinen Gedanken durch einen Stoß herausgerissen. Der große, starke Ford ist im tiefen Schnee abgerutscht und steht schräg am Straßenrand.

«Monsieur», sagt der Fahrer, «ich glaube nicht, daß wir über das Gebirge kommen. Der Schnee wird immer höher.»

Monsieur Dampierre sieht es ein. Sie halten zu dritt einen Rat. Nach Särna zurückkehren? Geht nicht. Dann würde sich Sir Cecil Dormer eins lachen. Hier bleiben, geht auch nicht. Man muß den Ford im Schnee steckenlassen und sehen, daß man im Schlitten nach Röros kommt.

So wird es beschlossen und so geschieht es.

Es wird freilich eine Fahrt, die Monsieur und Madame Dampierre niemals vergessen werden. Inzwischen hat es zu dunkeln angefangen. Es ist eisig kalt. Der Wind pfeift über die Berge.

Der Morgen beginnt zu grauen, als sie schließlich in Röros eintreffen, halberstarrt und hungrig. Sie finden eine kleine Gastwirtschaft, in der noch Betrieb ist. Sie bestellen Kaffee und etwas zu essen und geben sich ihrer Müdigkeit hin.

Es sind auffallend viele Gäste in der Wirtschaft; die Unterhaltung ist lebhaft, um nicht zu sagen hitzig. Mitten in der Gaststube steht ein Mann mit goldener Brille und kariertem Mantel, der von allen Seiten mit Fragen bedrängt wird. Keiner interessiert sich für die Franzosen, die sonst wohl einiges Aufsehen erregt haben würden.

«Wovon sprechen die Leute?» fragt Monsieur Dampierre, der kein Wort norwegisch versteht. Der Fahrer sagt: «Der Mann da kommt direkt aus Drontheim. Er sagt, es ist alles Schwindel. Die Deutschen sitzen in Drontheim und fangen an, in die Täler vorzurücken . . . .»

Da ist alle Müdigkeit weggeweht. Monsieur Dampierre beginnt die Karte zu studieren. Er bestellt ein Telefongespräch mit Särna. Er schickt seinen Fahrer davon, um eine Taxi zu beschaffen. «Bieten Sie jeden Preis, wir wollen sofort weiter.»

— — — —

Der Taxichauffeur von Röros machte ein hübsches Geschäft. Er brachte die kleine Gesellschaft nach Särna zurück und half das steckengebliebene Auto wieder holen. Zum Schluß zeigte sein Taxameter eine Endsumme von 446 Kronen an, wozu dann noch ein anständiges Trinkgeld kam.

Ein Diplomat redet offene Worte

Särna (Schweden), 12. April 1940

Während Monsieur Dampierre seine abenteuerliche Rundreise ausführte, die ihm nichts weiter als kalte Füße und seiner Frau einen tüchtigen Schnupfen einbrachte, hat sein englischer Kollege in Särna gesessen und die Zeit in Whisky und Politik verbracht.

Noch immer strömen Politiker und Flüchtlinge vom Westen her über die Grenze. Jetzt kommen aber auch Gäste von der anderen Seite her — junge Norweger, die gegen Deutschland kämpfen wollen.

Heute, am 12. April, ist eine größere Gruppe Studenten aus Göteborg eingetroffen. Ihr Führer ist der junge Ole Sten.

Ole Sten spricht mit den Politikern, die im Hotel von Särna versammelt sind. Er spricht auch mit dem Engländer Sir Cecil Dormer.

«Wenn ich diese jungen Männer ansehe, die Ihnen gefolgt sind», sagt der englische Gesandte, indem er seine Hand wohlwollend auf Stens Schulter legt, «dann weiß ich, daß es nicht schlecht um unsere Sache steht. England wird euch helfen, und es wird gut gehen, ich bin fest davon überzeugt.»

«An uns soll es nicht liegen», sagte Ole Sten, «aber ich meine, es wäre besser gewesen, wenn das Ganze gar nicht erst geschehen wäre.»

«Wie meinen Sie das?» fragt der Diplomat, und er wirft dem jungen Mann einen flinken, prüfenden Blick zu.

«Ich meine das so», sagt Ole Sten in seiner ganzen undiplomatischen Unbefangenheit, «wie es gemeint ist. England hat manches getan, was nicht unbedingt nötig war. Die Lage, in der wir uns befinden, haben wir England zu verdanken.»

«Sie müssen sich etwas genauer ausdrücken.»

«Zum Beispiel die Minenauslegung. War das etwa keine Verletzung der norwegischen Neutralität?»

«Ach», sagt der Engländer, «ihr Norweger neigt dazu, jedes Wort einzeln auf die Goldwaage zu legen. Ihr müßt euch mehr an die Tatsachen und nicht so sehr an die Worte halten.»

«Wenn englische Schiffe in unseren Küstengewässern auftauchen,

um dort Minen zu legen — ist das keine Tatsache?» Ole Sten fragt mit der ganzen Heftigkeit eines jugendlichen Heißsporns.

«Nun ja, aber es gibt hundert andere Tatsachen, die diesen Schritt rechtfertigen.»

«Zum Beispiel?»

«Sie dürfen überzeugt sein, daß wir uns, als wir die Minenlegung ankündigten, etwas dabei gedacht haben. In Whitehall, lieber Freund, sitzen keine Dummköpfe. Erstens wollten wir die deutsche Flotte aus der Nordsee herauslocken. Zweitens wollten wir die Deutschen zwingen, die starke Position, die sie augenblicklich an der belgischen und holländischen Grenze haben, zu schwächen.»

Das ist eine offene Sprache. Das sind geradezu Unvorsichtigkeiten. Sie sind wohl nur so zu erklären, daß Sir Cecil Dormer im Lauf des Tages bedeutende Mengen Whisky zu sich genommen hat.

«Entschuldigen Sie», sagt Ole Sten, «da haben Sie mir recht gegeben, ohne es zu wollen. Sie nennen zwei Gründe. Was gehen mich als Norweger die Gründe Englands an! England bricht norwegische Neutralität, um seine eigene Sicherheit zu festigen.»

«Englands Sicherheit ist die Sicherheit Norwegens.»

«Dann wundert mich, warum England so mangelhaft für unsere Sicherheit eintritt. Bitte, wo ist die große vielgerühmte englische Flotte? Wo bleibt der Prankenschlag des britischen Löwen? Ich sehe bisher bloß deutsche Erfolge und keine englischen ....»

«Ach wissen Sie, da kommen wir auf ein sehr heikles Thema zu sprechen, nämlich auf das Thema Spionage und Secret Service und Gott weiß was. Ich möchte sagen ....»

Sir Cecil Dormer sagt es nicht mehr. In diesem Augenblick nämlich tritt sein Sekretär zu ihm, der während der letzten Minute zugehört hat. Wenn die Gesandten nicht wissen, wo sie aufzuhören haben, so wissen es die Sekretäre.

«Exzellenz», sagt der Brite, «es ist sehr spät. Ich darf daran erinnern, daß Exzellenz in der letzten Nacht kaum geschlafen haben. Entschuldigen Sie, bitte, Herr Sten.»

«Ihr Vetter, Herr Hambro!»

Stockholm, 11. April 1940

Hambro ist am Mittwochabend in Stockholm eingetroffen. Schon am Donnerstagmorgen ist er mit der ganzen Geschäftigkeit, die ihn kennzeichnet, bei der Arbeit.

Er geht mit schnellen, kurzen Schritten durch das üppige Zimmer des Grand-Hotel — er hat dort eine ganze Zimmerflucht für sich

und seinen Stab gemietet —, er hält ein Zettelchen mit Notizen in der Hand und diktiert dem Stenographen die Rede, die er über den Sender Stockholm halten will:

«. . . .haben Sie? Ich fahre fort . . . . trotz ungeheuren Schwierigkeiten macht unsere Mobilisierung große Fortschritte. Die norwegischen Vertretungen werden von dem gewaltigen Andrang der Freiwilligen geradezu überschwemmt. Das ist besonders in Finnland der Fall, wo die jungen Mitkämpfer aus dem letzten finnischen Feldzug den Wunsch empfinden, noch einmal für die Freiheit der Völker einzustehen . . . .»

Man öffnet die Tür, worauf sich Hambro ärgerlich umdreht (er war gerade so schön in Fahrt): «Was ist denn schon wieder?»

«Ihr Herr Vetter möchte Sie sprechen, und dann sind die beiden Schneider da, um Maß zu nehmen . . . .»

«Sofort! Eine halbe Minute! Meinen Vetter können Sie gleich kommen lassen . . . .»

Er setzt sein Diktat fort und kommt dabei schnell wieder in Schwung. Er deklamiert geradezu. Mit dem Pathos eines Heldenvaters schließt er die Ansprache ab: «. . . . wird der Tag kommen, da das Recht wieder Recht und die Menschheit wieder frei sein wird . . . So, das hätten wir. Gott sei Dank. Fertig. Schluß.»

Hambro zerreißt den Zettel mit den Notizen und kehrt aus der Welt der Worte gewissermaßen wieder in die Wirklichkeit zurück.

Dann wendet er sich an den Stenographen: «Rufen Sie sofort den Sender Stockholm an. Ich möchte am Abend sprechen, ich denke, das ist die beste Zeit. Dann haben die Leute Ruhe und der Empfang ist besser. Aber es darf natürlich auch nicht zu spät sein. Um 9 Uhr ist es das beste, denke ich. Wenn Ihnen die Leute Schwierigkeiten machen wollen, verweisen Sie sie auf meine Unterhaltung mit dem schwedischen Außenminister, den ich heute besuchen werde. Ich werde zu Herrn Günther von der Sache sprechen . .»

In diesem Augenblick hat Charles Hambro — Bankier, Großaktionär und Sektionschef im englischen Blockadeministerium — das Zimmer betreten. Er ist ein Dutzend Jahre jünger als sein norwegischer Vetter und entsprechend elastischer. Er sieht nüchterner, «englischer» aus als der norwegische Hambro (über dessen literarische Allüren sich die Verwandtschaft in London von Zeit zu Zeit lustig macht).

«Morgen, Charles!» ruft der Stortingspräsident. «Ich bin erfreut, dich in Stockholm zu sehen.»

«Ich will nicht sagen, daß ich nicht erfreut bin, aber ich wollte,

wir hätten uns woanders getroffen. Diese verdammten Nazis haben mir die Rückreise nach England verdorben. Nun sitzen wir in Stockholm.»

«Ist es nicht nett in Stockholm?»

«Stimmt schon. Es ist nett hier. Aber ich bin auf einen längeren Aufenthalt nicht vorbereitet.»

«Was soll *ich* erst sagen, mein Lieber! Ich bin mit zweihundert Kronen über die Grenze gekommen, und die habe ich vom Kronprinzen Olav gepumpt....»

Der Engländer sieht sich in dem eleganten Hotelzimmer um. «Hier kommt man mit zweihundert Kronen nicht weit.»

«Aber wenn man so reiche englische Verwandtschaft hat», fügt der Norweger hinzu, wobei er anzüglich ein Auge zukneift. «Wir müssen über diesen Punkt noch reden, mein Lieber. Im übrigen kommst du früh genug nach London zurück. Drei, vier Tage noch, denke ich. Seit gestern sind die ersten positiven Nachrichten da.»

«Du meinst die Wiedereroberung von Bergen und Drontheim, die dein Büro gemeldet hat? Ich muß sagen, daß ich da etwas skeptisch bin. Stimmt denn das?»

«Natürlich stimmt es. Unsere Gesandtschaft hat die Nachricht direkt aus dem Hauptquartier.»

«Na, ich weiß nicht.»

«Ich sage dir, keine drei Tage und du kannst reisen. Dann hat die englische Flotte alle Häfen in der Hand und der Weg über die See ist wieder offen.»

«Du hast mehr Vertrauen zu unserer Flotte als ich selber.»

«Übrigens, unterbricht der Stortingspräsident diesen interessanten Dialog, «draußen warten die Schneider, die ich bestellt habe. Hast du etwas dagegen, wenn ich sie kommen lasse? Du verstehst, meine Zeit ist knapp. In drei Minuten ist alles erledigt. Wir können uns dabei weiter unterhalten.»

Charles Hambro hat nichts dagegen, und so betreten die beiden Schneider, Angestellte eines ersten Stockholmer Hauses, das Hotelzimmer.

Der Stortingspräsident zieht das Jackett aus und läßt die Prozedur des Maßnehmens ausführen, wobei er selbstgefällig sein Spiegelbild betrachtet.

Der Zuschneider mißt jetzt den Umfang der Taille und diktiert seinem Gehilfen eine Zahl.

«Sagen Sie drei Zentimeter weniger», sagt Hambro in einem Ton, der halb Scherz und halb Ernst sein mag. «Ich bin nicht so dick, wie ich aussehe.»

«Wir haben nicht behauptet, daß Sie dick aussehen, Herr Präsident.»

«Ich hoffe sogar, daß ich in Ihrem Anzug ausgesprochen schlank aussehen werde.»

«Wir wollen uns alle Mühe geben, Herr Präsident.»

In diesem Augenblick klingelt das Telefon. Hambro macht sich von den Schneidern frei, nimmt den Apparat, wechselt einige Worte und verliert plötzlich die Farbe. Auch die Schneider haben bemerkt, daß da eine schlimme, vielleicht katastrophale Nachricht eingetroffen sein muß.

Hambros gute Laune ist weggefegt. Er macht keine Witze mehr mit den Schneidern. Er entläßt sie hastig, nachdem er gebeten hat, daß möglichst schon heute abend die Anprobe stattfindet.

Dann geht er auf seinen Vetter zu, der am Fenster steht und die ganze Zeit, mit den Fingern gegen die Scheibe trommelnd, hinausgesehen hat. Da drüben ist das königliche Schloß zu sehen. Kleine weiße Dampfer kreuzen in der Hafenbucht. Links vom Grand-Hotel, nur einige Schritte entfernt, liegt die Deutsche Gesandtschaft.

«Etwas Schreckliches ist passiert», stöhnt der Stortingspräsident. «Unsere Gesandtschaft hat heute früh mit dem Oberkommando telefoniert. Das Oberkommando sagt, es sei kein wahres Wort an Bergen und Drontheim. Ich verstehe das nicht. Was sagst du dazu?»

Charles Hambro hat nicht aufgehört zu trommeln: «Ich sage, es wird wohl noch eine ganze Zeit dauern, bis ich nach London zurückkomme.»

Historisches Zwischenspiel

Hambro hat sich zum Sprecher Norwegens gemacht. Die Weltöffentlichkeit richtet ihre Scheinwerfer auf ihn.

Hambro wird um seine Meinung gefragt. Hambro wird interviewt. Hambro wird fotografiert und gefeiert. Man beschäftigt sich mit seiner Person, mit seiner Familie, ja mit der Vorgeschichte seiner Familie . . . .

Die Hambros, heißt es, waren in grauer Vorzeit arme Fischerleute auf den Orkney-Inseln, brachten es aber bald zu Reichtum und Ansehen. Sie übernahmen es, den kühnen Wikingern, die damals auf große Fahrt über die Ozeane gingen, Waffen, Waren und Ausrüstung zu liefern. Ein Zug zum reichen Spanien brachte den Hambros eine runde Million Goldstücke ein. Von da ab trieben sie es im großen. Sie «finanzierten» auch den berühmten Amerika-Fahrer Leiv Eriksson, der fünfhundert Jahre vor Kolumbus Amerika entdeckte. Das blieb

durch alle Jahrhunderte so bis zum heutigen Tage. Die Hambros halfen Karl V., wie sie Napoleon dem Großen halfen. Sie wurden Helfer und Freunde der Herrscherhäuser von Europa....

So steht es in diesen Tagen in vielen Zeitungen, zum Beispiel auch in der «Tribune de Genève» (Nummer vom 10. Mai 1940). Sehr schön, aber die Wirklichkeit sieht weniger romantisch aus als diese Familiengeschichte, wie sie von den Skalden im Grand-Hotel zu Stockholm gesungen wurde.

Die Wirklichkeit ist nämlich die, daß die Familie Hambro auf den Stammvater Calmer Joachim Hambro, einen jüdischen Kleiderhändler in Kopenhagen, zurückgeht. Calmers Sohn Joseph wurde als Lehrling in eine jüdische Bank in Hamburg geschickt, rückte dort schnell auf und ließ sich später, nachdem er fleißig gespart hatte, als selbständiger kleiner Bankier in seiner Vaterstadt Kopenhagen nieder.

Als der dänische Staat im Jahre 1818 bankrott machte, war Joseph Hambro in der angenehmen Lage, über 300 000 Taler zu verfügen, die er dem Staat vorschießen konnte.

Es war das erste Staatsanleihegeschäft der Familie Hambro, und für den Anfang war es ein hübscher Erfolg. Bald folgten andere. Im Jahre 1821 waren es schon 3 Millionen, mit denen das Haus operierte — diesmal für eine dänisch-englische Staatsanleihe. Joseph Hambro erntete hohe Zinsen und den Titel dänischer Hofrat.

Josephs Sohn Carl Joachim (dem zu Ehren der Stortingspräsident die gleichen Vornamen erhielt) führte das Geschäft im Sinne und mit dem Erfolg des Vaters weiter und siedelte nach England über, weil dort noch mehr zu machen war. Er behielt freilich seinen alten Einfluß in Skandinavien und brachte es sogar fertig, in Dänemark Baron zu werden. Er gründete in England (1839) die Hambro-Bank und erwarb riesigen Grundbesitz. Seine drei Söhne — Urenkel jenes Kleiderhändlers — wurden Direktoren in der Bank of England, finanzierten in aller Welt Staatsanleihen, nahmen Einfluß im Eisenbahn- und Versicherungswesen und schließlich auch auf die englische Politik.

Die Hose des jungen Tordenskjold

Am Nachmittag ist ein Kreis internationaler Presseleute ins Grand-Hotel eingeladen. Hambro bewirtet sie mit Reden und Gebäck.

«Ich habe in diesen Tagen», so schließt er eine kleine zwanglose Ansprache, «oft an die Geschichte von der Lederhose Tordenskjolds

denken müssen. Ich darf wohl voraussetzen, dass Ihnen unser Seeheld ein Begriff ist. Als Tordenskjold ein kleiner Bub war, pflegte er jeden Abend mit zerrissenem Hosenboden nach Hause zu kommen, teils vom Klettern auf den Felsen, teils von Raufereien mit anderen Buben. Damit das aufhörte, machten ihm die Eltern eine Hose aus extra dickem Leder. Diese Hose war so fest genäht, daß der Junge darin nur noch ganz kleine Schritte machen und weder klettern noch raufen konnte. Als die andern Buben das bemerkten, fielen sie über den kleinen Tordenskjold her und richteten ihn übel zu. Aber Tordenskjold wußte sich zu helfen. Er setzte sich rittlings auf einen scharfen Schleifstein und trieb ihn mit den Füßen so lange, bis das Leder durchgescheuert war. Dann ging er hin und zahlte den anderen Jungen die Prügel heim. Der Schleifstein ist heute noch in Drontheim zu sehen.»

Hambro unterbricht sich und nimmt einen Schluck Kaffee. Es ist ein alter Trick von ihm, in seinen Reden kurz vor der Pointe Kunstpausen einzufügen.

«An diese Geschichte», fährt er fort, «habe ich jetzt oft denken müssen. Die Lederhose des kleinen Tordenskjold ist die Neutralität, die sich Norwegen auferlegt hat. Sie machte uns kampfunfähig.»

Beifälliges Nicken, Gelächter. Notizen werden gemacht. Hambro ist mit seinem Erfolg zufrieden. Und er hat Erfolge bitter nötig. Er hat einen schlechten Start in Stockholm gehabt. Die falschen Nachrichten über Bergen und Drontheim haben den Kredit, den er mitbrachte, erschüttert. Die Besuche bei den schwedischen Ministern sind nicht so ausgefallen, wie er hoffte. Die Schweden haben sich ziemlich reserviert verhalten.

Während Hambro die Gesichter seiner Zuhörer studiert, hat er ganz übersehen, daß hinter seinem Stuhl jemand bemüht ist, die Aufmerksamkeit des Stortingspräsidenten auf sich zu lenken.

Jetzt bemerkt es Hambro. Er wendet sich dem jungen Mann, einem seiner Mitarbeiter, zu: «Nun?»

«Die Schneider», flüstert der junge Mann, «sind wieder da. Sie sagen, der Herr Präsident habe die erste Anprobe für heute nachmittag bestellt. Ist wohl nicht so wichtig?»

«Natürlich ist das wichtig. Sagen Sie den Leuten, daß ich in drei Minuten komme. Wir wollen das ganz unauffällig machen. Suchen Sie ein Zimmer aus, das sich dafür eignet.»

Der junge Mann geht noch nicht weg, so daß Hambro ärgerlich über die Schulter fragt: «Noch was?»

«Ja», sagt der junge Mann und er neigt sich dem Ohr Hambros zu: «Ein Anruf vom schwedischen Außenministerium.»

Nichts Gutes ahnend, erhebt sich Hambro: «Etwa meine Rundfunkrede?»

Der junge Mann nickt: «Abgesagt. Darf nicht stattfinden.»

Der Stortingspräsident preßt einen Fluch durch seine Zähne und ballt die Fäuste: «Das waren die Deutschen, zum Teufel! Und diese Schweden tun alles, was die Nazis wollen.»

Dann holt er ganz tief Luft, und auf einmal ist das alles wie nicht gewesen.

Dieser Mann hat nicht umsonst dem Theater sein leidenschaftliches Interesse gewidmet. Er ist dabei selber eine Art Schauspieler geworden und nicht einmal ein schlechter. Nach zwei Minuten hat sich Hambro wieder vollkommen in der Gewalt.

Mit seinem liebenswürdigsten Lächeln spricht er den englischen Journalisten (einem Mann aus der Abteilung Tennant) im Nachbarsessel an:

«Ich hörte eben das Wort Columbia fallen. Einer meiner Söhne hat auf der dortigen Universität studiert . . . .»

Inzwischen in Oslo

Oslo, 13. April 1940

Inzwischen hat sich auch in der Hauptstadt des Landes einiges zugetragen. Gesandter Dr. Bräuer, der Bevollmächtigte des Deutschen Reiches, hat an diesem Tage viele Besprechungen, vom Morgen bis tief in die Nacht hinein. Er spricht mit Bischöfen und Juristen, mit Arbeiterführern und Schiffsreedern, mit Handwerkern und Politikern, mit Männern der Verwaltung und der Industrie.

Gibt es nicht doch noch eine Möglichkeit, diesen unsinnigen, unnötigen Krieg zu vermeiden? Ist nicht immer noch Zeit, Frieden zu schließen? Das ist der Sinn, den alle diese Konferenzen haben.

Eine Unterredung mit dem Reichsgerichtspräsidenten ist von besonderer Bedeutung. Paal Berg, ein Mann von kleiner Statur, mit einem schlauen Advokatengesicht, macht den Vorschlag, statt der jetzigen Regierung Quisling eine neue einzusetzen, eine Regierung, die eine gewissermaßen vermittelnde Rolle spielen müßte.

«Und Major Quisling?» fragt Dr. Bräuer.

Paal Berg legt sein Gesicht in Falten und schweigt.

— — — —

Kurze Zeit darauf findet die Besprechung zwischen Quisling und Dr. Bräuer statt.

«Sie kennen jetzt die Situation», schließt der Gesandte seinen

Bericht. «Wie würden Sie sich zu den Vorschlägen des Reichsgerichtspräsidenten stellen?»

Der ernste, nachdenkliche Norweger fährt sich mit der Hand über das rötlichblonde Haar. Er hat es noch nie geliebt, pompöse Worte zu machen. Er antwortet: «Was am 9. April geschah, das geschah nicht aus persönlichen Gründen.»

«Sie wollen damit sagen, daß Sie die Sache höher stellen als die Person?»

«So ist es.»

«Sie wollen sagen, daß Sie bereit sind, das Opfer zu bringen.»

«Ja. Ich bin bereit, das zu tun, was im Interesse meines Vaterlandes liegt.»

Eine ernste feierliche Minute. Der Gesandte kann sich der Wirkung dieser schlichten mannhaften Erklärung nicht entziehen. Er steht auf und drückt dem Major stumm die Hand.

— — — —

Der Weg ist frei. Paal Berg hat Vollmacht, die nötigen Maßnahmen zu treffen. Er versammelt das Reichsgericht. Er telefoniert mit Stockholm. Er spricht mit Hambro. Man macht ihm keine Schwierigkeiten. Alles geht seinen Weg.

Am 14. April wird der Regierungsausschuß gewählt, dessen Aufgabe es ist, die Regierung Quisling abzulösen. Er setzt sich zusammen aus Männern, deren Namen in Oslo, ja im ganzen Reiche Ansehen und guten Klang haben. An der Spitze des Ausschusses steht der Regierungspräsident von Oslo, Christensen.

Am 15. April, nachmittags 4,30 Uhr, finden in der Akademie der Wissenschaften der feierliche Empfang und die Verpflichtung des Regierungsausschusses statt.

Am gleichen Tage hatte Vidkun Quisling eine ergreifende Erklärung an das norwegische Volk herausgegeben, worin er öffentlich seinen Verzicht erklärt: «. . . . lege ich meine Befugnisse in die Hände des Regierungsausschusses. Lang lebe Norwegen!»

Nicht weniger bedeutsam — wenn auch mehr für die menschliche Seite dieses politischen Dramas — ist eine Erklärung, die Paal Berg, Präsident des Obersten Gerichts in Norwegen, unterschrieb:

«Nachdem die Regierung Nygaardsvold Oslo verlassen hatte, befand sich in der Hauptstadt des Landes kein Vertreter der ausübenden Macht mehr. In dieser für Land und Volk schicksalsschwangeren Zeit hat sich Herr Quisling zur Verfügung gestellt, um das Seine dazu beizutragen, in den besetzten Gebieten Blutvergießen zu vermeiden und Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten. Indem er jetzt zurücktritt, hat er *aufs neue sein Verantwortungs-*

gefühl und seinen Vaterlandssinn bewiesen. Ich danke deshalb Herrn Quisling für seine Erklärung, wodurch er die durch das Reichsgericht eingeführte Regelung ermöglicht hat.»

«. . . lauter weiße Regenschirme . . . .»

Dovre, 14. April (Sonntag) 1940

Am Sonntagnachmittag ist in Otta eine Autokolonne aufgebrochen. Freilich ist kaum zu merken, daß es sich um eine Kolonne handelt; die Wagen fahren in weiten Abständen, um kein Aufsehen zu erregen. Sie sind sämtlich weiß gestrichen — gespenstische Schneeblöcke, die durch die weiße Landschaft dahinrollen.

In der Nähe der Bahnstation Dovre gibt es einen Aufenthalt. Ein querstehender Lastwagen sperrt die Straße. Die ersten Autos stauen sich an dieser Stelle. Die nächsten verlangsamen ihr Tempo.

Einer der Wagen, der zu der Kolonne gehört, hält vor dem Eingang zu einem Gehöft. Einer der beiden Insassen, die hinten im Wagen sitzen, dreht die Scheibe herunter. Offenbar ist es ein höherer Offizier, wenn nicht gar ein General. Er ist gegen Ende der Sechzig, schlank, ja hager. Auf der Oberlippe trägt er einen kleinen schwarzen Bart.

Ein etwa zwölfjähriges Mädchen kommt gelaufen, bleibt bei dem Wagen stehen und sieht mit der scheuen Neugier eines Landkindes hinein.

Der Fahrer fragt: «Weißt du, was es da vorne gibt?» Das Mädchen hebt den Arm und zeigt in Richtung Dombaas: «Da hinten sind lauter weiße Regenschirme vom Himmel gefallen.»

Weiße Regenschirme? Die Herren im Wagen sehen sich an. Sie glauben zu wissen, was das bedeutet. Zwei Minuten später erfahren sie, daß sie richtig vermutet haben. Die Autos, die weiter vorn waren, haben jetzt gewendet und kommen zurück. Aus dem ersten springt ein junger Offizier. Er salutiert vor dem General und macht folgende Meldung: «Majestät, die Straße nach Dombaas ist gesperrt. Kurz vor der Stadt sind deutsche Fallschirmtruppen heruntergekommen. Einzelheiten sind noch nicht bekannt. Es wird Umkehr empfohlen.»

König Haakon läßt seinen Wagen wenden, um ins Gudbrandstal zurückzukehren, das er heute verlassen wollte. Während der Wagen noch auf der engen Straße hin und her dirigiert wird, kommt ein Mann vorbei, der sich mit einem Gewehr zu schaffen macht. Der König dreht die Scheibe herunter: «Wollen Sie nicht mit umkehren, Minister Ljungberg?»

«Nein, Majestät, das da vorn gehört in mein Ressort.»

«Nehmen Sie sich in acht, Ljungberg. Bringen Sie mich nicht in die Lage, heute abend einen neuen Verteidigungsminister suchen zu müssen.»

«Es wird nicht lange dauern, Majestät. Mit den paar Deutschen werden wir bald fertig sein.»

Aufruhr um Dombaas

15. April (Montag) 1940

So ungefähr ist auch die Auffassung, die der Kommandierende General Ruge in diesem Punkt hat. Er ruft persönlich vom Hauptquartier aus bei Hauptmann Austlid, Chef einer schweren MG.-Kompanie, an: «Ich habe Ihnen das Vergnügen zugedacht, mit den deutschen Fallschirmspringern bei Dombaas aufzuräumen.»

Hauptmann Austlid setzt seine ganze Kompanie auf Autos und fährt nach Dovre hinauf. Das Unternehmen ist zu Ende, ehe es angefangen hat. Die Kompanie fährt ins Feuer der Deutschen hinein, wird zerstreut oder gefangengenommen. Unter den Toten, die auf der Straße zurückbleiben, befindet sich Hauptmann Austlid.

General Ruge ist ärgerlich, als er das hört, und ordnet an, daß eine Schützenkompanie nach Dovre hinauffährt.

«Machen Sie es besser», gibt er dem Kompaniechef, Hauptmann Bodheim, mit auf den Weg.

Aber der Kompanie Bodheim geht es fast ebenso wie der Kompanie Austlid. Sie gerät ins deutsche Feuer, ehe die Männer die Autos verlassen haben, und muß sich unter Verlusten zurückziehen. Der Fall scheint also doch schwieriger zu liegen, als es zunächst aussah.

Am Sonntagnachmittag — bei Sturm und Schneegestöber — sind die Deutschen in der engen Schlucht, zu der sich hier das Tal verengt, gelandet. Am Morgen sind sie noch immer da. Sie haben in der Nacht die Bahnstrecke gesprengt, wodurch jeder Zugverkehr zwischen Otta und Aandalsnes unmöglich geworden ist. Sie haben alle Kabel zerschnitten, halten die Straße besetzt, die Nachschubstraße Ruges, die Straße, auf der nun bald von Aandalsnes her die Engländer vorrücken sollen.

Nicht alle sehen der Sache so gelassen zu wie General Ruge. Ja, in der Gegend von Dombaas herrscht eine unglaubliche, fast krankhafte Nervosität. Das ganze Land ist in Aufruhr. Skifahrerpatrouillen, in weiße Leinentücher gehüllt, suchen das Gelände ab. Überall vermutet man Fallschirmspringer. Friedfertige Landleute werden

verdächtigt und festgesetzt. Ein Zwischenfall folgt in diesen Tagen dem andern.

Auf allen Straßen werden Posten oder ganze Postengruppen aufgestellt. Es sind Freiwillige, die man schnell zusammengesucht hat. Sie tragen Armbinde und Gewehre — Amateursoldaten. Aber sie sind hitziger als die von der regulären Armee. Das bekommen zum Beispiel die Herren vom NTB. (Norwegisches Telegrammbüro), zu spüren, die mit fünf Kraftwagen auf dem Bauernhof Lesjaverk, nordwestlich von Dombaas, eingetroffen sind. Sie packen ihre Sachen, als die Nachricht von den deutschen Fallschirmspringern eintrifft, und fahren in Richtung Stuguflaaten. Die Fahrt ist kein Vergnügen. Alle Viertelstunde werden sie angehalten und kontrolliert und mit Verhören gepeinigt. Man sagt ihnen auf den Kopf zu, sie seien Spione und Gott-weiß-was, und sie ständen mit den Fallschirmspringern im Bunde. Am nächsten Tage wird die ganze Gesellschaft interniert. Da nützen nicht einmal die Ausweise, die Staatsminister Nygaardsvold höchstpersönlich unterschrieben hat.

Wie ein Kriminalroman

Südlich von Dovre, 16. April (Dienstag) 1940

Besonders groß ist die Aufregung auf einer kleinen Bahnstation südlich von Dovre. Hier steht ein Güterzug, dessen Bestimmungsort der Hafen Aandalsnes ist. Wenn die deutschen Fallschirmspringer diesen Zug erwischt hätten, so hätten sie sich eins gelacht. Aber man hat ihn rechtzeitig angehalten.

Mehrere Waggons dieses Zuges sind mit kleinen, ungewöhnlich schweren Kisten beladen. Soldaten halten dabei Wache, sogar ein Offizier gehört der Bedeckung an. Nur wenige Eingeweihte wissen, was der Inhalt der Kisten ist: das Gold der Bank von Norwegen.

Die Geschichte von der Flucht dieses Goldes ist abenteuerlich, ein ganzer aufregender Kriminalroman. Schon jetzt, erst eine Woche nach dem Aufbruch aus Oslo, gibt es da eine ganze Anzahl Legenden ....

In der Frühe des 9. April wurden die Goldbarren und Notenbündel aus den Kellern der Bank geholt und in Kisten verpackt, auf Autos geladen, immer nur wenige auf jeden Wagen. Die Kisten wurden dann mit Möbelstücken, Kissen, Hausrat, Lorbeerbäumchen und solchen Sachen zugedeckt, so daß der Eindruck entstand, es handle sich hier um äußerst harmlose Transporte. Dann fuhren die Autos in Richtung Hamar davon. Fahrer und Begleiter waren Polizeibeamte, die man schnell in Zivil gesteckt hatte.

Vor der Stadt steht ein deutscher Posten, der alle Autos anhält, die Oslo verlassen wollen.

«Was haben Sie da im Wagen?»

«Sie sehen ja», antwortet der Fahrer, «Kinderbetten, etwas Konserven, Bettwäsche und einen Kanarienvogel.»

«Wo wollen Sie damit hin?»

«Das ist für eine Sommervilla bei Fagernes.»

«Sie können passieren.»

Und die Autos mit den Kinderbetten, unter denen die Goldbarren der Bank von Norwegen versteckt sind, fahren aus Oslo hinaus.

Ein schönes Beispiel für Findigkeit und Entschlossenheit in Kriegszeiten, nicht wahr?

Aber leider ist es eben bloß eine von zwanzig anderen Legenden, die sich die Leute erzählen, und nichts weiter als Legenden. Als nämlich die Goldautos die Stadt verließen, waren die Deutschen noch gar nicht in Oslo. Infolgedessen konnten auch keine deutschen Posten an den Ausfallstraßen stehen.

Aber es gibt auch wahre Geschichten, deren Gegenstand die Schätze der norwegischen Bank sind. Zum Beispiel ist es eine wahre Geschichte, daß von den Banknotenbündeln gleich in Hamar ein Paket im Wert von 25 000 Kronen fehlte.

Heute, eine Woche später, stehen nun die Waggons mit der kostbaren Ladung auf der kleinen Bahnstation südlich von Dovre, und der Direktor der Bank von Norwegen, der für die Ladung verantwortlich ist, hat seinen Kummer.

«Wie wäre es», schlägt der Stationsvorsteher vor, «wenn wir die Waggons wieder nach Süden zurückschicken?»

«Sind Sie wahnsinnig?» schreit ihn der Bankdirektor an, der sich die ganze Zeit in einer sehr gereizten Stimmung befindet. «Ist Ihnen bekannt, daß die Deutschen von Süden her vorrücken? Unsinn, wir müssen das ganz anders machen. Wir wollen uns überlegen, ob wir die Kisten nicht wieder auf Autos laden und dann über die schwedische Grenze bringen.»

«Ich fürchte, die Straßen sind noch nicht in einem Zustand, der das erlaubt. Es soll viel Eis und Schnee im Gebirge geben.»

«Dann nehmen wir Schlitten.»

Der begleitende Offizier mischt sich in das Gespräch: «Ich werde im Hauptquartier anfragen, wie man dort die Lage bei Dombaas beurteilt. Ich schlage vor, daß wir mit unseren Beschlüssen so lange warten.»

Nach einer halben Stunde ist die Antwort des Hauptquartiers da: Die deutschen Fallschirmjäger werden auf höchstens sechzig Mann

geschätzt. Das stürmische Wetter, das unaufhörliche Schneetreiben im Gebirge machen jede Zufuhr deutscher Verstärkung auf dem Luftweg unmöglich. Die Norweger dagegen haben jetzt Artillerie und Granatwerfer herbeigeholt. Die Fallschirmjäger sind kein Problem mehr. Es ist eine Frage von einigen Stunden, wann sie ausgeräuchert sein werden.

Das war am Dienstag.

Der Parlamentär

Bei Dombaas, 16. April (Dienstag) 1940

Der Dienstag ist der dritte Tag, an dem sich die deutschen Fallschirmjäger auf der Straße von Dombaas halten. Auch dies ist ein Tag mit Schneetreiben und Sturm.

Am Nachmittag dieses Tages macht sich ein junger norwegischer Offizier auf. Er geht von Norden her auf die deutsche Stellung zu und schwenkt eine weiße Fahne — ein Parlamentär.

«Halt!» wird plötzlich gerufen. Hinter einem Felsblock wird der Stahlhelm eines deutschen Fallschirmjägers sichtbar, und schließlich taucht der ganze Mann auf. Der erste deutsche Vorposten.

Der Norweger redet ihn deutsch an: «Bringen Sie mich zu dem Offizier, der diese Abteilung führt.»

Der Posten verläßt seine Stellung nicht. Er schickt den Parlamentär zum nächsten Posten weiter und der begleitet den Norweger schließlich nach hinten zum «Hauptquartier», einem Gutshof, wo auch die Gefangenen der Deutschen festgehalten werden.

Der Norweger ist sehr erstaunt, als Führer dieser Abteilung einen Mann zu treffen, der kaum auf den Füßen stehen kann. Der deutsche Oberleutnant geht an primitiven, schnell zusammengezimmerten Krücken. Er ist gleich am ersten Tage, kurz nach der Landung, am Oberschenkel verwundet worden. Im Straßengraben, der mit Schmelzwasser gefüllt war, verband man seine Wunden. Der Sanitätsoffizier machte ihm später diese Krücken.

«Sie wünschen?» fragt der deutsche Oberleutnant.

«Ich komme im Auftrag des Befehlshabers der Truppen, die Ihnen gegenüber liegen, und fordere Sie auf, zu kapitulieren. Sie wissen selber, daß jeder Widerstand nutzlos ist.»

«Nutzlos? Immerhin liegen wir heute schon drei Tage hier, ohne daß es nutzlos war.»

«Wenn es nicht heute ist, so ist es morgen.»

«Warten wir also bis morgen.»

«Sie wollen sich also nicht ergeben?»

«Nein.»

«Sie wissen, was Ihnen bevorsteht? Höchstwahrscheinlich werden Sie mit Ihrer ganzen Mannschaft allmählich abgeschossen werden.»

«Zum Abschießen gehören zwei.»

Der Norweger rollt seine weiße Fahne wieder auseinander und geht den Weg zurück, den er gekommen ist. Der Kampf geht weiter.

Sir Roger Keyes läßt seine Orden putzen

In Londen, 16. April 1940

Seit einigen Tagen ist Sir Roger Keyes unsichtbar. Er hat Bridge-Partien abgesagt. Er ist nicht im Klub erschienen. Was treibt Sir Roger Keyes?

Die beiden einzigen Menschen, die es wissen, sind Lady Keyes und der Diener John. Sir Roger Keyes ist zu Haus in Buckingham und arbeitet. Seit Tagen hat er sein Heim, das Tingewickhouse, nicht verlassen. Er hat riesige Landkarten auf den Tischen und an den Wänden entfaltet — Karten von der skandinavischen Küste. Er studiert sie mit der Lupe.

Sir Roger Keyes macht Zeichnungen. Er rechnet. Er schreibt. Von Zeit zu Zeit empfängt er Besucher. Es sind fast ausschließlich Norweger. Marineoffiziere und Attachés von der Gesandtschaft in Kensington.

Sir Roger Keyes hat allen Ernstes eine Art eigenen Admiralstab aufgemacht. Er entwirft eine große Seeschlacht, ein neues «Zeebrügge».

Zeebrügge, das ist der Höhepunkt im Leben dieses Siebzigjährigen. Es ist die Tat seines Lebens. Früher hat sich niemand um Sir Roger Keyes gekümmert. Er machte Dienst wie hundert andere Offiziere der Marine. Aber dann kam der Tag, an dem er den Befehl erhielt, das Unternehmen gegen Zeebrügge, die deutsche U-Boot-Station zu organisieren. Es glückte. Sir Roger Keyes wurde mit einem Schlage berühmt. Er wurde mit Orden überhäuft. Er wurde zum Vizeadmiral ernannt.

Dann war der Krieg vorbei und das Leben wurde wieder langweilig. Im Jahre 1930 wurde Sir Roger Keyes zum Admiral of the Fleet ernannt und gleichzeitig verabschiedet. Er zog sich in das Tingewickhouse zurück und wurde Privatmann. Für einen pensionierten Admiral von 70 Jahren gibt es keine Chancen mehr.

Oder etwa doch? In Norwegen ist der Krieg ausgebrochen. Man braucht die Flotte. Man braucht Offiziere mit kühnen Gedanken. Es ist sehr verführerisch, sich vorzustellen, wie man als Siebzig-

jähriger auf der Kommandobrücke eines Kreuzers steht und dem neuen Zeebrügge mit einem ganzen Geschwader entgegensteuert...

Sir Roger Keyes hat seinen Schlaf und sein Privatleben, das er mit der ganzen Gewissenhaftigkeit des pensionierten Seeoffiziers zu führen pflegte, geopfert.

Am 16. April ist er fertig. Er ruft beim Ersten Lord der Admiralität an. Mister Churchill sagt schon deswegen einen Empfang zu, weil die Admiralität jedem «Admiral of the Fleet» gegenüber zur Höflichkeit verpflichtet ist. Außerdem ist Sir Roger einer seiner guten Freunde.

Der Diener John hat am Vormittag die Orden seines Herrn putzen müssen, und es sind nicht wenige, die Sir Roger Keyes besitzt. Es versteht sich, daß er Whitehall in Uniform besucht, und zur Uniform gehören sechs Reihen Orden. Sie bedecken die ganze Brust des Admirals.

Sir Roger Keyes erscheint mit soldatischer Pünktlichkeit zu der Besprechung und legt ein erstaunliches Aktenstück aus Karten, Tabellen und ausgearbeiteten Befehlen auf den Tisch der Admiralität.

«Wir müssen Drontheim nehmen», stellt er kategorisch fest. «Drontheim ist von eminenter Wichtigkeit in militärischer und politischer Beziehung. Wir werden es mit der Flotte nehmen.»

«Ein kühner Gedanke», erwidert Mister Churchill, ein wenig zurückhaltend übrigens.

«Nelson sagte, die kühnsten Maßnahmen seien immer die besten.»

«Nelson hatte nicht so viele Sorgen wie wir, mein Lieber. Wir müssen auch ans Mittelmeer denken.»

«Im Augenblick ist Norwegen wichtiger.»

«Sie haben recht. Wir sind übrigens genau der gleichen Überzeugung wie Sie. Wir haben von uns aus bereits entsprechende Pläne für Drontheim ausgearbeitet.»

«Meine Pläne», fährt der alte Admiral fort, der in seinem Eifer die leise Ablehnung nicht heraushört, «beruhen auf einem gründlichen Studium aller Gegebenheiten. Ich habe mich mit norwegischen Marineoffizieren besprochen, die die Gegend von Drontheim wie ihre Westentasche kennen.»

Churchill lächelt: Sie meinen, wir haben das nicht?»

«Ferner», spricht der Admiral unbeirrt weiter, und er wirft sich in Positur, «ferner würde ich vorschlagen, daß mir die Admiralität auch den Auftrag zur Führung dieses Unternehmens gibt.»

Darauf antwortet Churchill nicht mehr. Er fängt an, ins Allgemeine zu gehen. Er macht höfliche Wendungen. Er verweist seinen

Freund an Sir Dudley Pound. (Der war früher Stabschef bei Keyes, weswegen sich die beiden noch heute nicht recht grün sind.)

Die Sache geht aus wie der Besuch eines Dramenverfassers, der einem Theaterdirektor sein neuestes Stück vorlegen wollte.

— — — —

Eine Stunde, nachdem Sir Roger Keyes die Admiralität verlassen hat, steht Sir Dudley Pound vor dem Ersten Lord.

«Was sagen Sie zu Keyes?»

«Ich habe den Plan flüchtig durchgesehen. Ich finde, er berücksichtigt die deutsche Luftüberlegenheit zu wenig.»

«Gut. Wir legen die Sache auf Eis und lehnen dann in aller Höflichkeit ab.»

«Aber wenn Sir Roger Keyes darauf bestehen sollte, daß er die Führung erhält?»

«Kommt nicht in Frage», sagt Churchill. «Wenn es gemacht wird, dann wird es von Forbes gemacht. Wir können uns keine Sentimentalitäten gestatten. Finden Sie nicht? — Wenn diese alten Admirale Pulver riechen, sind sie nicht mehr zu genießen.»

Nach einer langen, ungeduldig ertragenen Wartezeit erhielt Sir Roger Keyes die Nachricht, daß sein Plan abgelehnt worden sei. Als Grund wurde angegeben: Die Truppen, die nördlich und südlich von Drontheim kämpften, machten so gute Fortschritte, daß es nicht mehr notwendig sei, die Flotte zum direkten Angriff auf Drontheim anzusetzen.

Aber drei Tage später las der Admiral in der Zeitung, daß die Truppen, die so gute Fortschritte bei Drontheim machten, zurückgezogen und eingeschifft worden seien.

Schulter an Schulter?

Hauptquartier im Gudbrandstal, 22. April 1940

Oberst Morgan, Chef der englischen Brigade, die im Gudbrandstal eingesetzt ist, steht vor General Ruge, dem norwegischen Oberkommandierenden. Er steht in betont lässiger Haltung da. (Ein norwegischer Offizier schrieb später in einem Privatbrief: Ich habe mich oft über diese englischen Offiziere geärgert. Es waren sonst gute Soldaten, aber sie suchten uns in jeder Beziehung zu zeigen, daß ein Engländer mehr ist als ein Norweger.)

Ruge hat eine Karte ausgebreitet: «Ich habe einen wichtigen Auftrag für Sie, Oberst Morgan. Wir haben bei Tretten eine neue starke Stellung vorbereitet. Ich habe Ihrer Brigade die Besetzung dieser Stellung zugedacht.»

Oberst Morgan macht ein wenig freundliches, fast erschrockenes Gesicht: «Meine Truppen sollen schon wieder nach vorn? Ich bitte um Entschuldigung, aber meine Bataillone sind vollkommen abgekämpft.»

«Irgendeiner muß die Stellung schließlich beziehen. Sie wissen, daß die Abteilung Hvinden-Haug im Augenblick nicht einsatzfähig ist. Sie braucht unter allen Umständen etwas Ruhe.»

«Ich sehe das ein», erwidert Oberst Morgan. «Aber ich sehe nicht ein, daß es ausgerechnet meine Bataillone sein müssen. Bedenken Sie, Herr General, was meine Leute hinter sich haben. Sie waren schon vollkommen zermürbt, als sie in Norwegen ankamen. Die Überfahrt war eine Katastrophe. Sturm, immer nur Sturm. Die Männer kamen dann auf die Bahn und gleich in die Gefechte. Es sind Soldaten ohne Erfahrung. Ich fürchte, die Moral wird leiden, wenn wir diese junge Truppe zu oft ins Feuer schicken.»

«Ist Ihnen bekannt, Herr Oberst, daß unsere norwegischen Einheiten seit fast vierzehn Tagen ohne Pause im Feuer stehen? Es wurde mir berichtet, daß einige unserer Männer mitten im Gefecht einschliefen. Heute früh hörte ich einen neuen Fall. Ein Mann von unserem zweiten Dragonerregiment schlief vor Ermattung hinter einem Felsen ein und wurde erst durch den Splitter einer deutschen Handgranate geweckt. Wir haben festgestellt, daß er drei Nächte lang nicht richtig geschlafen hatte.»

Morgan verstummt.

«Die Stellung bei Tretten», fährt Ruge fort, «ist gut vorbereitet und stark. Es wird schon gehen.»

«Meine Männer», sagt der Engländer, nachdem er sich schließlich dreingefunden hat, «sind nicht an Kämpfe im Wald gewöhnt. Ich würde es daher für richtig halten, wenn Sie uns wenigstens eine norwegische Seitendeckung geben.»

«Ich will sehen, was sich machen läßt. Ich glaubte, ich würde die Dragoner in den nächsten zwei Tagen ein wenig schonen können. Sie haben es verdient. Aber wenn Sie es durchaus wollen, werde ich sie noch einmal nach vorn schicken. Im übrigen hoffe ich auf eine gute Zusammenarbeit. Ich gebe Ihnen Oberstleutnant Beichmann als Verbindungsoffizier mit. Ein tüchtiger Mann, der das Gelände kennt. Ich bin überzeugt, daß Sie gut zusammenarbeiten werden.»

Differenzen....

Was Oberstleutnant Beichmann betrifft, so hatte er wenig Anlaß, mit der Zusammenarbeit zufrieden zu sein. Mitten in der Nacht trifft er bei den englischen Truppen ein. Er stellt fest, daß die Engländer keineswegs dort stehen, wo sie nach Ruges Anweisung stehen sollten.

Kurz nach Mitternacht trifft er einen englischen Kompaniechef.

«Ich muß sagen», redet ihn Beichmann an, «ich bin sehr erstaunt, daß die Stellungen am Waldrand da oben nicht besetzt sind.»

Der Kompaniechef zuckt die Achseln: «Man sollte uns keine Aufträge geben, für die wir nicht geschult sind.»

«Der Fall wäre erledigt, wenn Sie sechs Mann hinaufschickten.»

«Ich habe den Befehl gegeben. Die Leute gehen einfach nicht. Was wollen Sie machen. Es sind junge unerfahrene Soldaten. Man kann sie nicht mit Stöcken hinaufprügeln. Sie haben keinerlei Gefechtserfahrung, geschweige denn im Waldgelände. Ich habe unter diesen Umständen nicht das Recht, Unmögliches zu verlangen.»

Jetzt ist es Oberstleutnant Beichmann, der mit den Achseln zuckt. Er geht davon.

Er geht von Kompanie zu Kompanie, und nirgends ist es so, wie es vorgesehen war. Die Engländer scheinen sich tatsächlich vor dem dunklen Wald zu fürchten. Vielleicht glauben sie an Gespenster. Es ist zu hoffen, daß sie morgen, wenn es wieder hell ist, hineingehen. Sonst kann es eine Katastrophe geben.

Die Katastrophe

Tretten, 23. April 1940

Und es gibt eine Katastrophe. Die Territorials der Brigade Morgan haben ihre Stellungen bezogen, wenn auch nur unvollständig. Der Morgen des 23. April verläuft verhältnismäßig ruhig. Gegen Mittag aber wird es lebendig. Um halb zwei melden sich die Deutschen. Ihre Artillerie donnert im Tal, ihre Granatwerfer arbeiten. Plötzlich werden die ersten Panzer auf der Straße sichtbar. Dann geschieht es.

Zu Anfang ein heftiges Knattern. Es dauert nicht lange. Diese deutschen Tanks lassen sich nicht durch Gewehrschüsse und Maschinengewehrfeuer aufhalten. Sie fahren einfach weiter. Das verwirrt die Engländer. Hier hat das Kämpfen keinen Zweck. Sie werfen die Gewehre und die Stahlhelme weg, um besser laufen zu können. Und sie können gut laufen. Wenn es auch keine guten Soldaten sind,

so sind es doch gute Sportsleute. Sie flüchten entweder in die Berge hinauf oder über die Straße, die nach Norden führt. Erst sind es zwanzig, dann sind es fünfzig, dann sind es hundert, die mit langen Schritten davonstürmen.

Am Straßenrand stehen Autos. Die Fliehenden stürzen sich darauf und fahren davon. Die Chauffeure werden nicht lange gefragt. Man hält ihnen die Revolver unter das Kinn. Diese Läufer besinnen sich auf einmal, daß sie Waffen haben.

Der Nachmittag vergeht, und von den Engländern ist nur eine Handvoll zurückgeblieben, darunter die Offiziere. Auch die norwegischen Dragoner, auf der anderen Seite des Tales aufgestellt, haben ihre Stellung einstweilen behauptet. Das ist wohl der Grund, weshalb die Deutschen an diesem Tage nicht gleich bis Otta durchbrechen.

Um 18 Uhr kommt eine ganze Kompanie angestürmt. Das ist der Höhepunkt der Panik von Tretten. Die Leute laufen über die Brücke. Sie haben gehört, daß diese Brücke gesprengt werden soll. Sie fürchten, man läßt sie auf der anderen Seite zurück.

In guter Deckung stehen neben der Straße norwegische Autos. Die Engländer besetzen sie und fordern die Fahrer auf, davonzufahren. Der Fahrer im ersten Wagen weigert sich. Ein junger, bleichwangiger Engländer setzt ihm die Pistole auf die Brust: «Fahr zu, oder ich schieß dich nieder.»

Der Norweger antwortet auf englisch: «Das hier sind die Autos der norwegischen Dragoner.»

«Ich zähle bis drei — wenn du dann nicht fährst, passiert es.»

In diesem Augenblick kommt ein anderer Engländer dazu. Er nimmt dem Bleichwangigen die Waffe aus der Hand und sagt: «Mach keinen Unsinn!» Dann zerren sie den Norweger vom Sitz herunter. Ein Engländer setzt sich ans Steuer und läßt den Motor anspringen. Da erscheint auf der Straße der große starke Personenwagen, der die Flagge des Brigadekommandeurs führt. Der Wagen hat kaum gehalten, da sind auch schon einige Offiziere herausgesprungen. Unter ihnen Oberst Morgan, der Brigadechef. Er stellt sich mitten auf die Straße. Er ist rot im Gesicht, rot vor Wut und vor Scham. Hinter ihm stehen die Männer seines Stabes. Zwei Offiziere haben die Pistolen schußfertig gemacht.

«Seid ihr ganz und gar von Gott verlassen», schreit Morgan. Der Motor im ersten Wagen wird abgestellt. Die Flüchtlinge stehen auf der Straße, eine ratlose, führerlose Schafherde.

«Wollt ihr, daß eure Offiziere auf euch schießen?»

«Runter von den Wagen, ihr Feiglinge!»

Die Engländer, die schon auf den Autos waren, klettern langsam herunter und stehen unschlüssig herum.

Da ist ein Brummen in der Luft zu hören. Deutsche Bomber.

Die Straße beginnt sich zu leeren. Diesmal gehört auch Oberst Morgan mit seinem Stab zu den Flüchtlingen. Sie springen von Fels zu Fels, von Baum zu Baum, um sich vor dem deutschen Maschinengewehrfeuer zu retten.

Überraschung in Otta

Otta.

Am Abend dieses Tages hat General Ruge eine kleine Inspektionsfahrt unternommen.

Er verläßt sein Hauptquartier bei Brennhaug und begibt sich im Wagen nach Otta. In seiner Begleitung befinden sich einige Stabsoffiziere und auch King Salter, der englische Militärattaché. Der Abend scheint interessant zu werden. Im Hotel von Otta, das bei einem der letzten Bombenangriffe leicht beschädigt wurde, werden sie von einer hübschen jungen Dame bewirtet.

Während sie den Kaffee aufträgt, beginnt General Ruge ein Gespräch mit ihr: «Sie sind nicht aus Otta?»

«Aus Oslo, Herr General», erwidert die junge Dame.

«Zweifellos sind Sie nicht von Beruf Kellnerin?»

«Ich bin Lehrerin, General.»

«Sehen Sie, das haben wir uns gedacht. Nun müssen Sie uns ausführlich berichten, wie Sie hierher gekommen sind.»

«Das ist schnell getan. Ich bin damals mit drei Freundinnen auf Schneeschuhen durch Nordmarken gelaufen. Da ich nun einmal draußen war, wollte ich mich auch nützlich machen. Ich meldete mich bei der Abteilung in Stryken und wurde dort als Köchin angenommen. Ich habe eine ganze Zeitlang in der Küche gearbeitet. Das war nicht einfach, vor allem, als dann der Rückzug kam. Ich habe den ganzen Rückzug mitgemacht und hatte unterwegs sogar das Unglück, versprengt zu werden. Schließlich habe ich mich hier bei der Kaffeestation Otta niedergelassen, und ich denke . . . .»

In diesem Augenblick kreischt draußen eine Autobremse auf. Mehrere Autos halten. Geschrei. Menschen. Aufgeregte Stimmen — Stimmen in englischer Sprache.

King Salter, der der Lehrerin aufmerksam zugehört hat, erhebt sich und legt sein Gesicht in Falten. Dann verläßt er das Haus. Die Lehrerin hat ihren Vortrag unterbrochen. Alle wenden ihre Aufmerksamkeit den Vorgängen da draußen zu. Als die schneidende

Stimme King Salters zu hören ist, geht auch General Ruge hinaus. Er wird Zeuge einer Szene, die sich ihm tief einprägt. Etwa dreißig englische Soldaten stehen auf der Straße. Es ist noch hell genug, um zu bemerken, daß sie alle ohne Waffen und ohne Stahlhelme sind. Sie stehen mit gesenkten Blicken da — geprügelte Hunde. Mitten unter ihnen steht King Salter.

«Feiglinge . . . . schämt euch . . . . ihr wollt Soldaten sein?»

Dies und ähnliches ist der Inhalt seiner Rede. Ruge braucht keine Fragen zu stellen, und was ihm der Attaché jetzt berichtet, das bestätigt nur seine eigene Vermutung. In Tretten ist die Front zusammengebrochen. Die Territorials sind wie die Hasen davongelaufen. Sie nahmen die ersten Autos, die am Wege standen, und fuhren bis hierher, siebzig Kilometer hinter der Front, Kopflosigkeit! Panik!

«Ich werde sofort ins Hauptquartier fahren», sagt General Ruge. «Ihnen wäre ich dankbar, wenn Sie zur Front fahren würden und dort zu retten suchen, was noch zu retten ist.»

Es war nicht mehr viel zu retten. Die beiden englischen Bataillone der Brigade Morgan sind vollständig aufgerieben. Was nicht flüchtete, ist gefangengenommen oder in die Berge abgedrängt worden. Das norwegische Dragonerregiment, durch die Flucht der Engländer abgeschnitten, mußte gleichfalls in die Berge und löste sich auf, Zusammenbruch auf der ganzen Linie.

Was King Salter betrifft, so kehrte er nicht ins Hauptquartier zurück. Man lieferte ihn im Laufe der Nacht in ein Lazarett hinter der Front ein. Er hatte fünf Kugeln im Leib.

Langeweile

Lesjeskogen, 24. April 1940

Sir Cecil Dormer hat in den letzten Tagen nicht die beste Laune gehabt. Er sitzt auf irgendeinem Gehöft am See Lesjaskogen herum und wartet, daß der König kommt. Aber das fängt an, langweilig zu werden. Bei Dombaas sind diese verdammten deutschen Fallschirmspringer gelandet, und seitdem sind alle Verbindungen zum Gudbrandstal unterbrochen. Der König kommt und kommt nicht. Man weiß nicht einmal, wo er sich aufhält.

Das Leben wäre unerträglich, wenn es keinen Whisky gäbe. Aber es gibt Whisky. Und es gibt Soda und viel Schnee auf den Feldern, um ihn zu kühlen. Heute sieht das Leben wieder etwas angenehmer aus. Auf dem See hat sich ein ganzes Geschwader englischer Jäger niedergelassen. Es sind achtzehn Doppeldecker vom

Typ Gladiator, herrliche Maschinen. Es ist eine Pracht, sie anzusehen. Der Chef der Abteilung, Sir John William Donaldson, hat sein Quartier ganz in der Nähe aufgeschlagen und dem Gesandten einen Besuch gemacht.

Seit einer Woche schon gehen die Vorbereitungen für den Empfang der englischen Jäger. Zunächst kamen Ingenieure der Luftwaffe, die die ganze Gegend nach einem geeigneten Platz absuchten. Sie entschlossen sich für den See. Sie prüften das Eis und befanden es für stark genug. Dann wurden Ölfässer herangebracht und auf dem See aufgestapelt. Dann kamen Munitionskisten, und schließlich tauchte eine riesige Arbeiterkolonne auf, die den Schnee beiseiteschaffte.

Jetzt sind die Jäger da, und es ist höchste Zeit, daß sie da sind. Der Luftraum gehört den Deutschen, und es ist niemand da, der ihnen den streitig macht. Die norwegische Luftwaffe war von Anfang an sehr schwach und hat niemals etwas Ernsthaftes unternehmen können. Ein Teil der Maschinen ging nach Schweden hinüber. Von den anderen ist nur noch ein Rest da. Sie stehen bei Tage irgendwo am Ufer eines zugefrorenen Fjords und starten erst bei Beginn der Dunkelheit. An Kampf können sie nicht denken; sie sind im Meldewesen eingesetzt.

So kommt es, daß die deutschen Bomber, von der englischen Infanterie «Heinis» genannt, ungestört und in aller Ruhe ihre Arbeit verrichten können. Die großen Transportmaschinen, die täglich nach Drontheim und dem Norden gehen, fliegen nach einem bestimmten Fahrplan. Man nennt sie spaßhaft «Fernverkehr». Sie kommen auf die Minute. Es wird erzählt, daß der Bahnhofsvorsteher in Dombaas seine Uhr nach der Ankunft dieser deutschen Transportmaschinen stellt.

Aber das wird jetzt alles anders werden. Die Gladiatormaschinen werden dazwischenfunken. Es sind glänzende Maschinen. Sie haben den Bolschewisten im finnischen Krieg viel zu schaffen gemacht, und Sir John Donaldson ist als Draufgänger bekannt.

Sir Cecil Dormer steht in ständiger Verbindung mit Monsieur Dampierre, dem französischen Gesandten. Sie telefonieren täglich miteinander, soweit das möglich ist. Leider werden die Leitungen hierzulande fast täglich durch deutsche Fliegerbomben zerrissen.

Spät am Abend ruft Sir Cecil Dormer bei seinem Kollegen an. Er fragt ihn, ob er Lust hat, die Maschinen zu besichtigen und hinterher bei Donaldson ein Gläschen Whisky zu trinken. Monsieur Dampierre sagt gern zu. Auch er wartet auf den König und hat infolgedessen Langweile.

«Ach, ein Wichtigtuer!»

Es wird ein sehr gemütlicher Abend. Die drei Herren sitzen im Quartier des englischen Fliegers, trinken Whisky und sprechen vom Krieg. Sir John Donaldson ist nicht nur ein schneidiger Offizier, sondern auch ein gewandter Erzähler. Er schildert die dramatische Reise, die sein Geschwader hinter sich hat. Piloten der Marineluftwaffe brachten die Maschinen auf einen Flugzeugträger. Dann ging es über die stürmische See nach Osten. Eine Fahrt, an die man denken wird, verdammt! Hundertachtzig Meilen vor der Küste wurde der Start befohlen. Ein fürchterlicher Schneesturm tobte. Trotzdem ging es los. Donaldson war der erste, der über das flache Verdeck des großen Schiffes dahinraste. Dann ging es auf die Küste zu. Immer noch Schneegestöber, meine Herren. Wir flogen durch dicke Milch. Es war ein Kunststück, den See Lesjaskogen zu finden. Aber jetzt sind wir da, und morgen kann die Arbeit losgehen.

«Hoffen wir das beste», sagt Monsieur Dampierre, der aufmerksam zugehört hat. «Übrigens scheint London keine Flak geschickt zu haben.»

«Doch, es wurde Flak geschickt», sagt der Flieger mit einem seltsamen Nachdruck.

«So? Sind die Kanonen so geschickt aufgestellt, daß man sie nicht sieht?»

Der Fliegeroffizier macht ein ziemlich betretenes Gesicht: «Ich wollte, es wäre so. Leider ist es anders. Das Schiff, das die Kanonen an Bord hatte, ist von den Deutschen versenkt worden.»

Nachdenkliches Schweigen. In diesem Augenblick betritt ein englischer Soldat die Bauernstube. Er meldet seinem Chef, daß ein norwegischer Fliegeroffizier eingetroffen sei, der ihm eine Mitteilung zu machen wünscht.

«Bringen Sie ihn her», befiehlt Donaldson, und er erhebt sich, um seinem Gast entgegenzugehen. Der Norweger ist ein junger sympathischer Offizier der Luftwaffe. Er sieht sich im Raum um und stellt mit einem Blick, der nicht gerade freundlich ist, die Anwesenheit von Zivilisten fest.

«Sie können ruhig sprechen», sagt Donaldson.

Der Norweger flüstert trotzdem. Aber es ist ein Flüstern eigener Art. Der junge Mann scheint ziemlich aufgebracht zu sein. Er gestikuliert mit den Händen, er hat in dieser Minute wenig von der bekannten Ruhe der Skandinavier. Um was es sich handelt, ist kaum herauszuhören.

Der Mann scheint sein Anliegen immer wieder vorzubringen.

Die Antworten Donaldsons werden schärfer. Es ist fast wie ein Streit. So plötzlich, wie er gekommen ist, geht er wieder, der junge Norweger. Ein kurzer unfreundlicher Abschied.

Donaldson kommt in einer betont lässigen Haltung zu seinen Gästen zurück und zündet sich die Shagpfeife an, die während der Unterredung ausging.

«Was wollte der Norweger?» fragt Sir Cecil Dormer.

«Ach, ein Wichtigtuer», antwortet Donaldson wegwerfend und schlecht gelaunt.

«Er schien sehr erregt zu sein.»

«Er gab uns Ratschläge, die wir nicht nötig haben. Er war ganz entsetzt über die Art, wie wir unsere Maschinen aufgestellt haben. Er prophezeite uns, daß sich die Motoren in der Nacht erkälten würden. Er prophezeite uns außerdem alles mögliche. Blödsinn.»

«Die Nächte sind hier in der Tat sehr kalt», sagt der englische Gesandte. «Wir wissen das aus eigener Erfahrung.»

«Wenn schon», sagt der englische Flieger. «Immerhin glauben wir, unsere Maschinen zu kennen. Und gerade die Gladiatoren halten eine Menge aus.»

Die Sitzung dauerte bis tief in die Nacht hinein. Man hörte bald auf, vom Krieg zu sprechen, und wandte sich Themen zu, die amüsanter waren.

Es war sehr spät, als Sir Cecil Dormer ins Bett kam.

Geschwader Donaldson — war einmal

Und es war sehr früh, als Sir Cecil Dormer geweckt wurde.

Er wacht von einem Geräusch auf, das ihm nicht mehr ganz neu, aber immer wieder sehr unsympathisch ist. Bombenexplosionen! Er sieht zur Uhr. Es ist 5 Uhr 15. Eine Gemeinheit von diesen Deutschen! Mit einem Fluch verläßt Herr Dormer sein Bett, um sich in den kleinen Keller des Gehöftes zu begeben. Während er hinabgeht, wirft er einen Blick ins Freie. Es ist hell. Es ist ein Brausen in der Luft, mindestens zehn oder zwölf deutsche Heinkel-Maschinen sind am Himmel. Maschinengewehre knattern. Die Bomber fliegen sehr tief. Und Herr Dormer weiß sehr genau, was ihre Ziele sind.

Er läßt sich sein Fernglas geben und sieht auf den See hinaus. Da hinten stehen sie, die achtzehn Gladiatoren vom Geschwader Donaldson. Eine der Maschinen brennt schon. Die Flammen werden größer und heller, plötzlich schlägt eine Stichflamme nach oben, so hoch wie die Berge rund um den See.

Das Brummen in der Luft scheint immer stärker zu werden.

Sir Cecil Dormer denkt in diesem Augenblick nicht an die Gefahr, die ihm selber droht. Irgendwie sind diese Maschinen auch seine Maschinen. Er bleibt, wo er steht.

Saß man nicht gestern beim Whisky mit Herrn Donaldson zusammen? War da nicht dieser junge Norweger, der so plötzlich auftauchte und eine Szene machte? Hatte er nicht dies und jenes kritisiert? Zum Teufel, die englischen Maschinen stehen wie auf dem Präsentierteller da, es ist unverantwortlich, die Deutschen brauchen nur dazwischenzuschmeißen.

Wenn die Maschinen wenigstens starteten! Warum starten sie nicht, zum Teufel!

Der Gesandte hebt wieder sein Glas. Er kann mit bloßem Auge sehen, wie da hinten Menschen durcheinanderlaufen. Jetzt sieht er, daß es die Flieger sind. Sie scheinen eben aus den Betten zu kommen. Sie ziehen sich, während sie zu den Maschinen laufen, ihre Fliegeranzüge an. Andere machen sich an den Propellern zu schaffen. Aber die Maschinen scheinen nicht anzuspringen. Vielleicht haben sie sich doch erkältet? Vielleicht hatte der junge Norweger auch in diesem Punkt recht?

Da tragen sie schon einen Verwundeten vom See herunter. Die armen Jungens! Vielleicht wäre dies alles nicht geschehen, wenn man auf den Rat gehört hätte, statt ihn mit Hochmut zu beantworten.

Da! Eine Maschine rollt über die Eisfläche. Gottlob, die haben sie in Gang gekriegt. Dann rollt eine zweite. Aber dann ist es aus, endgültig aus.

Immer neue deutsche Bomber kommen, es reißt nicht ab. Der See wird in Stücke geschlagen. Riesige Eisschollen fliegen herum. Wassersäulen steigen steil auf. Es gibt Sprünge im Eis. Jetzt können die Maschinen schon deswegen nicht mehr starten, weil sie keine Anlauffläche mehr haben.

Sir Cecil Dormer fängt an zu frieren und läßt sich eine Decke bringen. Es ist zu aufregend, als daß er jetzt in irgendeinem Keller sitzen könnte. Nun scheinen sich da oben Luftkämpfe abzuspielen. Es ist ein wüstes Geknatter in der Luft. Eine Maschine stürzt ab, eine deutsche. Dann ist es wieder still da oben.

Wiederum fallen die deutschen Bomben. Einige Gladiator-Maschinen sind schon im See verschwunden. Andere sind halb eingesunken. Ihre Tragflächen liegen flach auf dem Eis.

Aber auch eine Schlacht kann langweilig werden, wenn sie lange dauert. Und diese dauert 15 Stunden.

Sir Cecil Dormer verläßt seinen Beobachtungsposten und geht

davon, um sich heißen Tee machen zu lassen. Am Abend teilt man ihm Einzelheiten mit. Es werden wahre Heldentaten englischen Mannesmutes berichtet. Verschiedene deutsche Maschinen sind abgeschossen worden. Aber was nutzt das alles! Das Geschwader Donaldson hat aufgehört, zu existieren. Es ist eine Anzahl fähiger und tapferer Piloten da, aber keine einzige Maschine. Es ist genau so, wie es gestern und immer war. Der Luftraum gehört nicht den Engländern.

Am 27. April brachte der «Daily Herald» eine Meldung, die folgendermaßen beginnt: «Britische Jagdmaschinen sind jetzt in Norwegen. Einige von ihnen sind freilich durch deutsche Bomber beschädigt worden . . . .»

«Am 8. Mai brachte der «Daily Herald» eine umfangreiche Meldung über die Auszeichnungen, die den Fliegern vom See Lesjaskogen verliehen wurden. Überschrift: «R.A.F. Heroes in battle of Frozen Lake».

Neger nach Hammerfest?

Paris, 26. April (Nachmittag) 1940

Herr Lebrun, Präsident der Französischen Republik, sieht recht sorgenvoll aus, als er die Mitglieder des Kriegskomitees begrüßt, die sich im Großen Salon des Elysée versammelt haben: Ministerpräsident Reynaud, Kriegsminister Daladier, die Generale Gamelin und Georges, Flottenchef Darlan und noch verschiedene andere. Den Grund dieser Sorgen erfährt das Komitee, als Reynaud mit seinem Bericht begonnen hat.

«Ich habe Informationen aus London bekommen, wonach die Engländer sich mit dem Gedanken tragen, ihre Truppen aus Südnorwegen zurückzuziehen. Ich hielt diese Nachricht für wichtig genug, um dem Herrn Präsidenten den Vorschlag zu machen, deswegen das Kriegskomitee zusammenzurufen. Natürlich haben die Engländer ihre Gründe: Hohe Verluste, Luftüberlegenheit der Deutschen, Nachschubschwierigkeiten und dies und jenes. In Frankreich würde man das trotzdem nicht verstehen. Rückzug bleibt Rückzug, und ich bin der Auffassung, daß «wir uns so etwas nicht leisten können . . . .»

Nach dem beredsamen Reynaud spricht der Oberkommandierende Gamelin, der etwas von der Umständlichkeit und Bedächtigkeit eines Gelehrten hat:

«Die Lage ist schwierig, aber sie ist bei Namsos nicht ohne Aussicht. Wir haben dort Kerntruppen, unsere Alpenjäger. Wenn wir

Drontheim erobern wollen, dann kann ich nur sagen, jetzt oder nie. Darum bin ich der Auffassung, daß wir uns dem englischen Plan mit allen Kräften widersetzen sollten. Ich für mein Teil habe bereits General Mittelhauser nach London geschickt, um die Engländer in unserem Sinne zu bearbeiten ....»

«Ausgezeichnet», lobt Reynaud.

«Wir haben», fährt Gamelin fort, «in der Gegend von Namsos drei Jägerbataillone, zu denen dann noch eine englische Brigade mit drei weiteren Bataillonen kommt, insgesamt 6 000 Mann ....»

«Moment», unterbricht Lebrun den Vortragenden. «Ist bekannt, wieviel Mann die Engländer insgesamt in Norwegen haben?»

«Sie haben 15 000 Mann dort. Vorgesehen war eine Armee von 100 000 Mann, während wir unserseits 40 000 Mann entsenden wollten.»

«Vierzigtausend?» wiederholt Lebrun mit bedenklicher Miene, «ist das nicht ein bißchen zuviel?»

«Die Zahlen stellen ein Maximum dar, Herr Präsident.»

«Sie glauben nicht, daß unsere eigene Front durch diesen Abzug geschwächt wird?»

«Das Maximum», antwortet Gamelin ausweichend, «wird schwerlich erreicht werden.»

Lebrun ist noch nicht zufrieden und sucht Hilfe beim Generalstabschef: «General Georges, wie ist Ihre Meinung in dieser Sache?»

«Ich bin der Auffassung, dass wir 40 000 Mann zur Not hergeben können. Aber auch keinen Mann mehr. Der Krieg an unserer eigenen Grenze ist nach wie vor die Hauptsache. Wir haben uns sehr ernsthaft überlegt, ob wir nicht Kolonialsoldaten ....»

«Wollen Sie Neger nach Hammerfest schicken?» unterbricht ihn Reynaud.

Das hohe Komitee lächelt, und der General bekommt einen roten Kopf. Statt den Zwischenruf mit einem Witz abzutun, gibt er langatmige Erklärungen ab. Er geht ins einzelne, spricht von den Geländeschwierigkeiten in Norwegen, vom Klima und von der Ausrüstung.

Präsident Lebrun macht dem ein Ende, indem er sich an Gamelin wendet: «Ich hätte nun gern einige Worte darüber gehört, wie es in Norwegen mit der Führung bestellt ist.»

«Sehr einfach», antwortet Gamelin, «in Narvik hat der englische General Makesy die Führung, in Namsos ist es General Carton de Wiart. Südlich von Drontheim kommandiert der Chef der dort gelandeten Brigade, General Morgan ....»

«Oberst Morgan», korrigiert der gründliche Georges.

«Na schön, Oberst Morgan! Ich hatte ursprünglich gewollt, daß hier unser General Audet den Befehl übernahm, aber die Engländer haben ihn einfach nach Namsos gebracht.»

«Einfach nennen Sie das?» höhnt Reynaud. «Ich nenne das nicht einfach. Das ist ja eine ganze Aktiengesellschaft. Es gibt demnach niemand in Norwegen, der den Oberbefehl hat? Kein Wunder, wenn alles schief geht.»

Reynaud, der in hundert Prozessen erprobte Advokat, hat eine feine Witterung dafür, wann seine großen Momente gekommen sind. Er reißt jetzt die Führung der Debatte an sich. Er legt das Programm vor, das er fertig mitgebracht hat. Und er hat den Triumph, daß es sofort und einstimmig vom Komitee genehmigt wird:

Frankreich wünscht, daß das Norwegen-Unternehmen fortgesetzt wird.

Frankreich wünscht, daß Drontheim angegriffen wird.

Frankreich wünscht, daß die Frage der Führung geklärt wird. General Gamelin erhält den Auftrag, sofort nach London zu fliegen, um dies alles den Engländern mit dem nötigen Nachdruck klarzumachen.

Franzosen in Whitehall

London, 26. April (Nachmittag) 1940

An dem gleichen Nachmittag, an dem das französische Kriegskomitee beim Präsidenten der Republik tagt, ist General Mittelhauser in Croydon, dem großen Londoner Flughafen, angekommen. Corbin, der französische Botschafter in London, ist auf dem Flugplatz erschienen, um den General abzuholen. Außerdem ist ein hoher Offizier aus dem britischen Generalstab da. Es stellt sich bald heraus, daß er nicht nur gekommen ist, um seinen französischen Kameraden die Ehre der Begrüßung zuteil werden zu lassen. Die Herren nehmen im Wagen des französischen Botschafters Platz, der das Vorrecht hat, alle Posten und Sperren glatt zu passieren.

Man spricht von Alltäglichkeiten und vom Flugwetter.

«Ich bin froh, daß ich aus der Kiste heraus bin», sagt General Mittelhauser. «Es war ziemlich stürmisch über dem Kanal.»

Da sieht der englische Generalstäbler seinen Augenblick gekommen.

«Dann tut es mir doppelt leid, Herr General, daß Sie sich den Unbequemlichkeiten dieser Reise aussetzten.»

Mittelhauser wittert sofort, daß darin etwas Unausgesprochenes liegt.

«Und wie ist das zu verstehen?»

«Ich fürchte, daß Sie zu spät gekommen sind.»

Mittelhauser richtet sich in den Lederpolstern auf. «Zu spät?» fragt er mit einiger Schärfe.

Der Engländer fährt fort: «Es scheint so gut wie beschlossen zu sein, daß wir Drontheim aufgeben.»

Auch für Corbin ist das neu: «Unmöglich! In Paris tagt das Kriegskomitee wegen Drontheim.»

«Und morgen kommt Gamelin», fügt Mittelhauser hinzu.

Der Engländer zuckt die Achseln.

«Wir müssen sofort etwas unternehmen», sagt Mittelhauser. «Man kann Gamelin nicht nach London kommen lassen, um ihm dann zu erklären: Zu spät, Herr General! Ich schlage vor, daß wir sofort ins Foreign Office fahren.»

Corbin nimmt den Hörer des Telefons, das ihn mit seinem Chauffeur verbindet und ruft hinein: «Fahren Sie zum Foreign Office!»

Der Wagen überquert auf der Westminster-Brücke die Themse. Er fährt nach rechts in die breite Straße, die Whitehall heißt und die dem Verwaltungszentrum des Empire den Namen gab. Hier liegen die wichtigsten Ministerien. Hier liegt auch, in der schmalen Downing Street, der altmodische, graue, finstere Bau des Außenministeriums.

Unterstaatssekretär Cadogan empfängt die Franzosen.

Corbin kommt gleich zur Sache selber. «Ich habe die Ehre, für morgen den Besuch des Obersten Befehshabers Gamelin anzukündigen. Ich erbitte für ihn eine Unterredung mit dem Premierminister und mit dem Ersten Lord der Admiralität.

Cadogan sagt zu und macht sich Notizen im Kalender.

Damit wäre die Sache eigentlich erledigt. Aber die Franzosen sind noch zu erregt über das, was ihnen der Generalstäbler mitteilte.

«Wir haben gehört», sagt Corbin, «daß die Aufgabe Drontheims so gut wie beschlossen sei. Ich muß gestehen, daß ich diesen Beschluß, wenn er wirklich vorliegen würde, für verhängnisvoll halte. Die ganze Welt hat ihre Augen auf Drontheim gerichtet.»

«Ich widerspreche Ihnen nicht», antwortet Sir A. Cadogan, «ich kann Ihnen gestehen, daß sogar die Herren des Kriegskabinetts die gleiche Ansicht haben . . . .»

«Dann scheinen Sie aber nicht nach ihren Ansichten zu handeln», unterbricht der hitzige General Mittelhauser den Sprecher.

«Leider ist es beinahe so, wie Sie sagen», fährt Cadogan fort, «aber vergessen Sie nicht, meine Herren, daß dieser Krieg ein Krieg ist, in dem alle Entscheidungen von der Luftwaffe herbeigeführt

werden. Die Deutschen haben sämtliche norwegischen Flugplätze in der Hand. Sie haben nach unseren Informationen mindestens 600 Flugzeuge in Norwegen. Die Transportflugzeuge sind dabei nicht mitgezählt. Sie haben die absolute Luftüberlegenheit.»

«Dann sellte auch England Flugzeuge nach Norwegen schicken», stellt Mittelhauser sarkastisch fest.

Cadogan sieht zum Fenster hinaus. «Wir haben Flugzeuge geschickt. Wir haben eine stattliche Anzahl Jäger nach Aandalsnes beordert. Aber wir haben viel Pech. Sehen Sie sich die Zeitungen an, die heute herausgekommen sind. Es wird darin sehr ausführlich beschrieben, wie diese Maschinen auf einem zugefrorenen See landeten. Ihnen im Vertrauen — von diesen Maschinen existiert keine einzige mehr.»

Reynaud diktiert

Paris, 26. April (Abend) 1940

Man muß das Eisen schmieden, solange es glüht. Ministerpräsident Reynaud hat sich sofort nach der Sitzung im Elysée in sein Ministerium fahren lassen. Jetzt geht er daran, den Beschlüssen, die dort gefaßt wurden, Form und Wirklichkeit zu geben. Er geht im Zimmer auf und ab und diktiert seinem Sekretär ein langes Telegramm an Herrn Chamberlain:

«Mein lieber Premierminister! Das Kriegskomitee ist soeben zusammengetreten. Nach Prüfung der gegenwärtigen Lage in Norwegen haben wir einstimmig folgenden Entschließungen zugestimmt. Erstens: Die Räumung des Gebietes von Drontheim würde sowohl moralisch wie materiell sehr ernste Folgen haben. Damit darf man sich nicht abfinden . . . .»

In diesem Augenblick klingelt einer der Telefonapparate, die auf Reynauds Schreibtisch stehen. Der Ministerpräsident geht drei Schritte auf den Tisch zu und hebt die Hand. Dann läßt er sie wieder sinken.

Drei Apparate stehen auf dem Tisch. Der in der Mitte hat geläutet. Es ist der Apparat, der Reynaud mit seiner Privatwohnung am Platz Palais Bourbon, also mit der Komtesse de Portes, seiner Geliebten, verbindet. Das ist die Frau, unter deren Einfluß der Ministerpräsident und damit auch die ganze französische Politik steht. Es wäre interessant, all die geheimnisvollen Beziehungen zu kennen, die zwischen dem Boudoir der Komtesse und dem Ministerpräsidium bestanden haben. Aber man wird sie wohl niemals in ihrem ganzen Umfang kennenlernen. Reynaud wird sich über diesen

Punkt ausschweigen. Und was die Komtesse betrifft, so ist sie bei jenem geheimnisvollen Autounfall im Juni 1940, bei dem sich Reynaud den Kopf verletzte, ums Leben gekommen.

Der Apparat hört nicht auf zu läuten. Reynaud ist offensichtlich nervös geworden und nimmt den Hörer ab:

«Chérie? .... Ach nichts! Ich bin dringend beschäftigt .... In dieser Norwegensache .... Wie bitte? .... Ich werde es dir heute abend sagen.»

Er hängt ein. «Wie weit waren wir? Ach so, Drontheim. Schreiben Sie! Wenn wir einen alten Kreuzer in den Fjord hineinschicken und wenn wir außerdem einen massenhaften Einsatz der Luftwaffe . .»

Wiederum läutet der Apparat in der Mitte und wiederum hebt Reynaud ab: «Chérie?»

Der Sekretär sieht sein Stenogramm durch, wirft aber von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick zu seinem Chef hinüber. Er weiß genau, was da geschieht. Die meisten im Hause wissen es. Später, nach dem Zusammenbruch haben es auch andere erfahren. Heute steht es in Büchern gedruckt.

Reynaud scheint jetzt wirklich aufgebracht zu sein: «Ja, doch, Chérie, ich sage dir doch, daß ich hier gerade bei einer wichtigen Arbeit bin .... Ja, doch, wenn ich nach Hause komme ....»

Dann wird weiter diktiert:

«Außerdem nehme ich an, daß Sie mit mir der Ansicht sein werden, daß es nötig ist, die gesamte Verantwortung und sämtliche Befugnisse zur Leitung der Operationen auf dem skandinavischen Kriegsschauplatz in die Hände *eines* Mannes zu legen ....»

Reynaud nimmt eine neue Zigarette und überlegt sich den Schlußpassus seines Telegrammes. Sonst ist das nicht seine Art. Sonst pflegt er in einem Tempo zu diktieren, daß dem Sekretär angst und bange wird.

Mit einer großen Geste diktiert er schließlich: «Man muß große Gesichtspunkte haben oder überhaupt nicht Krieg führen. Man muß schnell handeln, oder man verliert den Krieg. Genehmigen Sie, mein lieber Premierminister .... und so weiter und so weiter. Machen Sie das bitte sofort fertig. Sorgen Sie für sofortige Weitergabe!»

— — — —

Die Komtesse mußte an diesem Abend lange auf M. Reynaud warten. Daran war ein Telegramm aus London schuld, das der Premier 23 Uhr 23 empfing. Es stammte von Botschafter Corbin und deutete ziemlich unverhüllt an, daß die Engländer schon jetzt so gut wie fest entschlossen seien, Drontheim aufzugeben.

Reynaud empfand das Telegramm wie eine persönliche Beleidigung. Darum ruft er nun das Kriegskomitee im Elysée zusammen! Darum schickt man Mittelhauser nach London! Darum schreibt man Herrn Chamberlain schwungvolle Telegramme!

«Sir A. Cadogan», so schließt das Telegramm des Botschafters, «hat hinzugefügt, wenn General Gamelin andere Maßnahmen vorschlagen könnte, die uns ermöglichten, unserer gegenwärtigen Unterlegenheit abzuhelfen, so würden sie mit größtem Interesse geprüft.»

Was bedeutet diese Wendung, wenn man sie aus der Sprache der Diplomatie in die Sprache der Tatsachen übersetzt?

Sie bedeutet: es hat keinen Zweck, daß Herr Gamelin nach London kommt; laßt ihn zu Haus.

Und der brave, eilfertige Gamelin ist inzwischen schon in London angekommen.

Paget — General und Golfspieler

Brennhaug, 28. April (Sonntag) 1940

Für General Ruge waren die letzten Tage nicht gerade erfreulich.

Im Österdal ist die Verteidigung völlig zusammengebrochen.

Von Drontheim aus dringen die Deutschen gegen Stören vor, so daß die Dovre-Bahn jetzt auch gegen Norden gesichert werden muß.

Oberst Dahl ist mit seiner Gruppe hoffnungslos ins Gebirge abgedrängt.

General Steffens hat Voss aufgeben müssen.

Die Truppen des Generals Hvinden-Haug, während der Kämpfe im Gudbrandstal völlig ausgepumpt und desorganisiert, sind im Augenblick nicht einsatzfähig.

Der Brigade Morgan liegt noch der Tag von Tretten in den Gliedern.

Die englischen Verstärkungen kommen nicht so heran, wie es vorgesehen war.

Die deutschen Flieger stürzen sich Tag für Tag auf Aandalsnes.

Englische Transporter werden versenkt.

Die Telefonverbindungen, auch die mit der Regierung (die seit einigen Tagen in Molde sitzt), sind völlig unterbrochen.

Das etwa ist die Lage.

Daran wurde auch dadurch nichts geändert, daß der englische General Paget auftauchte. Man hat ihn als Chef der englischen Streitkräfte im Gudbrandstal hergeschickt — ein Offizier, dem der Ruf vorausgeht, sowohl ein erfahrener Praktiker als auch ein ausgezeichneter Theoretiker zu sein. Paget wurde im Weltkrieg viermal

verwundet. Er hat in Indien und Marokko gedient. Zuletzt war er, als Nachfolger des Lord Gort, Chef der Generalstabsschule in Camberly.

Auch als Golfspieler hat General Paget einen Namen, was angesichts der Tatsache, daß er seinen linken durch eine Verwundung gelähmten Arm nicht verwenden kann, sogar erstaunlich ist. «Ein merkwürdiger Zufall will es, daß auch der nördlich von Drontheim stehende General Carton de Wiart einen gelähmten Arm hat.)

Am 26. April ist Paget eingetroffen. Am 27. April hat ihm Ruge das Kommando über das ganze Gudbrandstal gegeben.

Am 28. April trifft aus London eine Nachricht ein, die der skandinavischen Feldherrnlaufbahn des Generals Paget ein Ende setzt, bevor sie richtig begonnen hat.

Im letzten Licht der Dämmerung ist gestern abend (Samstag) im Hafen Molde ein englisches Flugboot eingetroffen, direkt von London kommend. Unter den Fahrgästen befand sich ein junger englischer Hauptmann, der sich sofort nach seiner Ankunft zum Hafenkommandanten begab und mit ihm eine Besprechung unter vier Augen hatte.

Eine Viertelstunde später befindet sich der Hauptmann, der so geheimnisvoll auftrat, bereits auf der Fahrt ins Romsdal hinein.

Inzwischen ist es dunkel geworden. Die Fahrt durch das Romsdal ist schwierig, um nicht zu sagen abenteuerlich.

Die schmale Straße wird in den Nachtstunden stark in Anspruch genommen (bei Tage ruht wegen der deutschen Fliegergefahr fast jeder Verkehr). Kolonnen stauen sich. Kolonnen müssen überholt werden. Immer wieder ist die Fahrbahn durch gewaltige Bombenkrater unterbrochen.

Außerdem ist die Zeit der Schneeschmelze. Am Tage stürzen wahre Gießbäche über die Straße. Jetzt, in der Nacht, ist das alles wieder gefroren, und die Fahrbahn ist glatt wie eine Eisbahn. An einer Stelle brennt der Wald lichterloh. Eine gespenstische Fahrt.

Es ist ungefähr drei Uhr morgens, als der englische Hauptmann schließlich vor dem Quartier des Oberkommandierenden Paget steht. Ein Papier, das ihn als Kurier des War Office legitimiert, bewirkt, daß er sofort in das Zimmer des Generals geführt wird.

Paget erhebt sich von seinem Feldbett und liest im Licht seiner Taschenlampe die Nachricht, die aus London kommt. Es ist der Befehl, die gesamten englischen Streitkräfte aus dem Gudbrandstal nach Aandalsnes zurückzuziehen, wo sie eingeschifft werden sollen.

Paget findet in dieser Nacht den Schlaf nicht wieder.

Die Antwort

Wenige Stunden später steht General Paget mit seiner Nachricht vor dem norwegischen Oberbefehlshaber, dem Kommandierenden General Otto Ruge.

«Ist Ihnen klar», sagt Ruge, nachdem er eine ganze Weile stumm und wie niedergeschmettert dagesessen hat, «was das bedeutet? Das ist der totale Zusammenbruch in Südnorwegen.»

Der Engländer widerspricht nicht.

«Sie kennen die Pläne», fährt Ruge fort, «nach denen hier gearbeitet wurde. Ich war der Auffassung, daß man unter allen Umständen Drontheim nehmen müsse. Ich sage mir: wenn man Drontheim hat, dann hat man einen Kern für weitere Aktionen. Vielleicht sogar für eine Offensive nach Süden. Das war meine strategische Idee, wenn ich so sagen soll. Jetzt ist das aus.

Wenn wir das Gudbrandstal räumen, machen wir den Weg nach Drontheim frei. Und wenn die Deutschen erst mal richtig in Drontheim sitzen, dann kommen wir niemals wieder hinein. Das heißt also, daß für uns nur noch der Norden übrigbleibt.»

Ruge sitzt wieder da und brütet vor sich hin.

«Die Lage ist verzweifelt», unterbricht Paget das Schweigen. «Aber ich erinnere Sie an die Gespräche, die wir führten. Die Lage war auch gestern und vorgestern verzweifelt . . . .»

«Vielleicht nicht so verzweifelt, wie wir es glaubten», wehrt sich Ruge. «Denken Sie an Oberst Dahl. Vielleicht glückt es ihm, sich durchzuschlagen. Denken Sie an unsere Abteilungen nördlich von der Dovre-Bahn. Wir werden es den Deutschen nicht leicht machen. Dann ist auch Hvinden-Haug noch da. Und wenn uns London Verstärkungen schickt, ...»

Ruge springt auf. Es ist, als ob ihm soeben eine Erleuchtung gekommen ist. Seine ganze Depression ist wie weggeweht.

«Ich weiß es jetzt», sagt er, und er geht mit großen geräuschvollen Schritten durch sein Quartier. «Wir werfen die Flinte nicht ins Korn. Im Gegenteil. Wir verlangen von London Verstärkung. Wir telegraphieren zurück, daß wir die Notwendigkeit eines Rückzugs nicht begreifen und auch gar nicht begreifen wollen.»

General Paget schweigt. Er kennt die Engländer besser. Denn er ist selber einer.

Zwei Telegramme gehen ans War Office in London, das eine von Ruge, das andere von Paget. Beide bitten um Widerrufung des Befehls und um Entsendung neuer Verstärkung. Man hat beschlossen,

einstweilen nach den alten Plänen weiterzuoperieren, so als ob nichts gewesen wäre.

Aber am Abend, bevor eine Antwort aus London gekommen ist — übrigens ist niemals eine gekommen —, zieht Paget seine Engländer aus dem Tal zurück. Er legt sie weit nach hinten, in eine Stellung drei Kilometer südlich von Dombaas.

In Molde brennt der Kai

Molde, 29. April 1940

Die Nachricht von dem Londoner Geheimbefehl ist auch bei der Regierung in Molde eingetroffen.

Sie hat bei allen, nicht zuletzt auch bei König Haakon, tiefe Niedergeschlagenheit verursacht. Das also ist die großartige Hilfe, die England am 9. April versprach?

Die Regierung schickt ein Protesttelegramm nach London.

Aber London ist weit und Telegramme tun nicht weh.

Am Nachmittag kommt die Antwort des Foreign Office: man habe veranlaßt, daß der Kreuzer «Glasgow» den Hafen Molde anlaufe, um den Herren von der Regierung zur Verfügung zu stehen.

Das ist auch eine Antwort.

— — — —

Der Tag vergeht — ein Tag voll Bitterkeit und enttäuschter Hoffnung.

Er wird nicht fröhlicher dadurch, daß deutsche Bomber die Stadt Molde heimsuchen.

Kurz nach elf Uhr in der Nacht trifft der englische Kreuzer «Glasgow» in Molde ein.

Kurze Zeit darauf versammelt sich am Kai eine etwa fünfzig Köpfe zählende Gesellschaft — der König und der Kronprinz, die Regierung und die Diplomatie, soweit sie bis Molde ausgehalten hat. Es sind auch einige Damen dabei. Die Frau des englischen Gesandten Dormer, die Französin Dampierre und die Polin Frau Neumann, diese mit ihren kleinen Pekinesen, die sie von Oslo mitgebracht hat.

Es ist lebensgefährlich, durch Molde zu fahren. Ganze Häusergruppen stehen in Flammen. Von Zeit zu Zeit stürzt ein brennender Dachstuhl herab. Dann liegen auf der Straße die glühenden Balken.

Am Hafen ist es nicht anders. Dort brennen die Schuppen und die Kohlenvorräte. Der ganze Kai steht in Flammen. Es ist unmöglich, an Bord zu gehen. Man holt englische Marinesoldaten und norwegische Infanterie, damit sie den Brand löschen.

Immer wieder lodern die Flammen empor. Sie bedrohen das Gepäck, das man voraus geschickt hat, die Akten der Ministerien, die Notenvorräte der Bank von Norwegen, die Koffer mit dem persönlichen Eigentum. Man breitet nasse Decken darüber aus.

Da stehen auch diese unscheinbaren kleinen Holzkisten, in denen sich das Gold der Regierung befindet. Glücklich aus Oslo entführti vor den deutschen Fallschirmspringern gerettet, unter mancherlei Abenteuern nach Aandalsnes gebracht — und jetzt tanzen die Flammen um das Gold.

Es wird fieberhaft gearbeitet. Gegen 12 Uhr 30 ist der Brand am Kai so weit gelöscht, daß der König an Bord gehen kann. Er ist der erste, der das englische Schiff betritt. Ihm folgen der Kronprinz und die Regierung.

Der Kommandant der «Glasgow» empfängt den König und begleitet ihn bis in seine Kabine hinunter.

Es werden dabei nicht viele Worte gemacht. Es ist auch weder die Stimmung noch die Zeit dafür. König Haakon hat andere Sorgen. Der Kapitän denkt nur an pünktliche Abfahrt.

Jetzt steht er schon wieder auf der Brücke. Er wollte kurz nach Mitternacht hinausfahren, und da laden sie noch immer diese verdammten Goldkisten ein.

«Hallo!» schreit er von der Brücke herunter. «Hallo ihr da unten! Beeilt euch ein bißchen.»

Den Matrosen läuft der Schweiß von der Stirn. Sie schleppen die schweren Kisten im Laufschritt an Bord und stapeln sie an Deck auf. Es ist keine Zeit, sie ordnungsgemäß im Laderaum unterzubringen.

Beamte der Bank von Norwegen stehen da und führen über jede Kiste Buch.

Der Kapitän geht unruhig auf der Brücke hin und her. Von Zeit zu Zeit sieht er auf die Uhr. Ein Uhr zwanzig gibt er dem Ersten Offizier ein Kommando. Zu den Matrosen ruft er hinab: «Schluß mit dem Gold!»

«Halt!» schreit von unten her eine verzweifelte Stimme. Es ist einer der norwegischen Bankbeamten. «Ein Viertelstündchen noch, Herr Kapitän . . . .»

«Ich habe schon mehr als ein Viertelstündchen gewartet. Jetzt ist Schluß.»

«Bloß noch dreißig Millionen, Herr Kapitän. Geben Sie uns noch fünfzehn Minuten, noch zehn Minuten.»

«Keine Minute, mein Herr. Die Nächte sind verdammt kurz bei euch. Wenn es hell ist, will ich draußen auf offener See sein.

Meinen Sie, ich habe Lust, mich wegen ihrer lumpigen dreißig Millionen von den Nazis in den Grund bohren zu lassen?»

Die Trossen werden eingeholt. Dreißig Millionen blieben im Hafen von Molde zurück.

(Sie wurden im Laufe der Nacht auf vier kleine Fischkutter geladen und reisten der «Glasgow» gewissermaßen auf eigene Faust nach. Ein neues abenteuerliches Kapitel in der Geschichte des Goldes der Bank von Norwegen»).

— — — —

Unten in seiner Kabine sitzt König Haakon zusammen mit seinem Sohn und den beiden Adjutanten.

Keiner hat ein Wort gesprochen. Keiner hat den Whisky angerührt, der auf dem Tisch steht — Whisky auf schottische Art, mit Wasser, statt mit Soda gemischt.

Jetzt horcht der König auf. Der alte Seeoffizier in ihm erwacht. (Haakon war Seeoffizier in der dänischen Marine, bevor er König von Norwegen wurde.) Die Schrauben der «Glasgow» haben zu arbeiten begonnen.

Da klopft es an die Tür.

«Herein», ruft der König.

Es erscheint ein englischer Seeoffizier, den ein Matrose begleitet. Der Mann hat den ganzen Arm voller Schwimmwesten.

«Gestatten, daß ich Majestät das hier anlege?»

Ohne zu widersprechen, läßt sich König Haakon von den Engländern die Schwimmweste anziehen.

Mister Foley

Molde, 30. April 1940

Seit dem frühen Vormittag ist Mister Foley bei der Arbeit. Er sitzt am Kurzwellensender des Oberkommandos und sucht einen wichtigen Funkspruch loszuwerden, der für die Admiralität in London bestimmt ist.

Gestern hat König Haakon auf einem englischen Kreuzer den Hafen Molde und damit Südnorwegen verlassen. Als General Ruge heute eintraf, fand er die Weisung der Regierung vor, er solle nach dem Norden nachkommen. Leicht gesagt, aber schwer befolgt. Man kann heute nicht mehr reisen, wie man will. Das kann nicht einmal der norwegische Oberkommandierende. Er muß die Engländer um ein Schiff bitten.

Das ist der Grund, weshalb Mister Foley so emsig nach London funkt.

Dieser Mister Foley war bis zum 9. April in der Englischen Gesandtschaft zu Oslo tätig — ein kleiner Angestellter in der Paßabteilung. Niemand kannte seinen Namen. Heute ist Mister Foley ein großer Mann. Er sorgt für die Funkverbindung zwischen dem Oberkommando und London. Er macht das nicht seit heute, sondern seit Beginn des Feldzuges. Zu Anfang begleiteten ihn einige Sekretärinnen aus der Gesandtschaft. Sie haben alle schlapp gemacht, man hat sie irgendwo in Lazaretten zurückgelassen, überanstrengt und zu Tode erschöpft.

Das ist Mister Foley. Aber auch der Apparat, mit dem er arbeitet, hat seine Geschichte. Er war schon einmal Gegenstand einer Geheimsitzung im Storting. Es ist nämlich ein illegaler Sender. Er stand lange auf dem Grundstück der Gesandtschaft am Drammensvegen. Es ist der Sender, über den der Secret Service seine Nachrichten nach London schickte, und es gibt einige Leute im Oberkommando, die der Ansicht sind, daß Mister Foley nur zum Schein etwas mit der Paßabteilung der Gesandtschaft, dafür aber sehr viel mit dem Secret Service zu tun hatte.

Wie dem auch sei, eines Tages peilten die Funker des norwegischen Generalstabs den Geheimsender an. Es hatte eine Weile den Anschein, als ob es zu einer Affäre kommen wollte. Die Sache kam sogar vor das Storting. Ja, es wurde sogar ein bißchen protestiert. Aber das war dann auch alles. Heute, wie während des ganzen Feldzuges, steht der Apparat dem norwegischen Oberkommando zur Verfügung.

Die Geschichte dieses Senders ist bezeichnend für die Geschichte der englisch-norwegischen Beziehungen. Sie ist die Illustration zu einem Ausspruch, den Verteidigungsminister Ljungberg bei seinem Mai-Besuch in London getan haben soll: «Heimlich verlobt waren wir schon immer, seit dem 9. April sind wir verheiratet.»

Mister Foley brachte den Sender sozusagen mit in diese politische Ehe.

Mister Foley hat auch heute gut gearbeitet. Gegen Mittag endlich funkt die Admiralität aus London zurück, daß ein Schiff zur Verfügung steht. Es geht am späten Abend von Molde ab. Und somit ist alles in bester Ordnung.

— — — —

Am späten Abend trifft eine kleine Autokolonne in Molde ein — General Ruge und die Herren vom Oberkommando. Die Zeit der anbrechenden Dunkelheit ist jetzt die Zeit für Einschiffungen.

In Molde sieht es unheimlich aus. Molde hat aufgehört, eine Stadt zu sein. Es ist ein Ruinenfeld. Noch immer raucht es hier und

dort. Am Kai brennt es weiter. Das Feuer hat einige Kohlenhaufen ergriffen, sie brennen seit zwei Tagen mit hellen Flammen und strahlen eine Gluthitze aus.

Draußen im Fjord liegen englische Schiffe. Man erkennt einen großen Transporter und einen Zerstörer. Die Einschiffungen sind im vollen Gange. Die Boote fahren hin und her.

Der englische Hafenkommandant, an den das Oberkommando verwiesen wurde, muß erst gesucht werden. Er teilt dem Oberkommandierenden mit, daß auf dem großen Transporter da drüben reichlich Platz freigehalten wurde. Wenn die Herren wünschen, kann die Pinasse sofort kommen.

«Das Schiff geht nach Norden?» fragt Ruge, obwohl es ziemlich klar ist, daß es nicht nach Norden geht.

«Es geht nach Scapa Flow», antwortet der Kommandant.

«Aber wir wollen nach Norden.»

«Es handelt sich um einen kleinen Umweg. Soviel ich weiß, hat die Admiralität alles vorbereitet. In Scapa Flow wird ein Schiff für die Herren bereitstehen.»

General Ruge sieht sich bei den Männern seines Stabes um, die ihn im Halbkreis umgeben. Er weiß, daß sie nicht nach England wollen. Es ist mehrfach über diesen Punkt diskutiert worden. Diese jungen Herren haben ihren Stolz und ihre kleinen Empfindlichkeiten. Das ist sogar sehr begreiflich. Die Aufgabe Südnorwegens, so sagen sie, wurde dadurch verschuldet, daß England seine Truppen zurückzog. Ein anständiger Mensch geht unter diesen Umständen nicht nach England, wenigstens nicht in dieser Stunde.

Es ist eine ziemlich gespannte Situation. Die Offiziere stehen schweigend da und sehen irgendwohin. Gibt keiner eine Antwort auf den fragenden Blick des Generals?

Doch. Schließlich meldet sich ein junger Stabsoffizier. «Ich bitte um Erlaubnis, vorschlagen zu dürfen, dass wir *nicht* nach Scapa Flow gehen.»

Den Sprecher trifft ein feindseliger Blick des Engländers. «Man hat heutzutage wenig Auswahl», bemerkt er.

Da sagt es ihm der Norweger ins Gesicht: «Wir müssen nach dem Norden. Schließlich ist es Englands Schuld, daß wir von hier weggehen. Also soll uns England auch ein Schiff geben.»

Es sieht aus, als ob es zu einem Wortgefecht kommen will. Darum greift Ruge ein. «Schließlich sind wir Bundesgenossen», sagt er beschwichtigend, und er wendet sich dann an den Hafenkommandanten: «Da drüben liegt ein Zerstörer. Wie wäre es, wenn wir den Zerstörer bekämen?»

«Ich habe bereits mit dem Kommandanten gesprochen», antwortet der Hafenkommandant. «Sie dürfen überzeugt sein, daß ich mir alle Mühe gab, ihn zu gewinnen, aber es war umsonst. Er hat direkten Befehl von London. Wenn Sie wünschen, will ich es noch einmal versuchen.»

Der Hafenkommandant verschwindet. Sein Geschäftszimmer befindet sich im Keller eines abgebrannten Hauses. Er will einen Funkspruch an den Zerstörer geben.

Die Zeit vergeht. Es ist allmählich dunkel geworden. Um so unheimlicher wirkt das Licht, das die brennenden Kohlenhaufen ausstrahlen. Man geht auf und ab und wartet. Die jungen Offiziere machen sich zu schaffen. Sie holen die Akten aus den Autos und werfen sie ins Feuer. Da verbrennen nun die Dokumente vom Krieg bei Lillehammer und im Gudbrandstal. Der Feldzug endete mit dem Abschied von Aandalsnes. Die Arbeit des Oberkommandos wird Asche.

Mit dem Funkspruch scheint es nicht geklappt zu haben. Der Hafenkommandant ist plötzlich wieder da und sagt, er werde selber zum Kommandanten des Zerstörers hinüberfahren. Er steigt in seine Barkasse.

Die Situation beginnt peinlich zu werden. Es ist 11 Uhr. Einige werden nervös. Man fragt sich, ob dies alles mit der Ehre der Armee zu vereinbaren sei. Der junge Offizier, der sich vorhin so keck äußerte, schlägt vor, man möge einfach einige von den kleinen norwegischen Fischkuttern nehmen. Lieber Heringsgeruch als Bittgesuche an die englische Adresse.

Es geht auf Mitternacht, als der Hafenkommandant schließlich zurückkommt. Man sieht ihm schon von weitem an, daß sein Besuch erfolglos war. Der Kommandant des Zerstörers habe sich geweigert, nach dem Norden zu fahren, so berichtet er. Der Befehl sei, die Transporter auf der Fahrt nach Scapa Flow zu sichern. Man könne solche Befehle nicht ignorieren.

Während der Engländer dies auseinandersetzt, legt eine Pinasse am Kai an. Der Kapitän des Transporters hat sie geschickt, um die Norweger abzuholen. Er schickt die Meldung mit, daß er in einer Viertelstunde die Anker lichten wird.

Abermals sieht sich Ruge im Kreise um. Er sieht in schweigsame finstere Gesichter hinein. Er lächelt vor sich hin und sagt zum Hafenkommandanten: «Sie sehen, es besteht wenig Neigung.»

Die Pinasse verläßt den Kai ohne norwegische Fahrgäste.

Es bleibt dem Oberkommando nichts weiter übrig, als nach Batenfjordsöra zurückzufahren, wo es seit gestern in Quartier liegt.

— — — —

Mister Foley mußte aufs neue in Aktion treten. Im Laufe des nächsten Tages traf dann endlich ein Zerstörer ein, mit dem Ruge und das Oberkommando nach dem Norden fuhren, ohne Umweg über Scapa Flow.

«Ist der Brigade bekannt....?»

Namsos, die Nacht vom 1. zum 2. Mai 1940

Leutnant Aune, einer norwegischen Nachrichtenformation angehörend, geht mit eiligen Schritten durch das dunkle, vom letzten Bombardement noch rauchende Namsos. Es ist eine halbe Stunde nach Mitternacht.

Als er den schlecht beleuchteten Keller betreten hat, in dem sich die Telefonstelle befindet, sieht man ihm noch alle Zeichen der Erregung an.

Er kurbelt selber am Apparat: «Ich möchte Herrn Oberst Getz sprechen.... dringende Sache.... nein, Herrn Oberst Getz persönlich.»

Es dauert eine Weile, bis man festgestellt hat, daß der Oberst im Augenblick nicht zu sprechen sei.

«Dann den Stabschef!»

Auch der ist nicht gleich zur Stelle. Er muß aus dem Schlaf geholt werden. Die letzten Tage waren anstrengend, für die Offiziere wie für die Truppe.

«Hier spricht Leutnant Aune, ich wollte eine persönliche Beobachtung mitteilen, die ich soeben gemacht habe. Ist der Brigade bekannt, daß unsere Verbündeten Namsos verlassen wollen?.... nicht bekannt?.... dachte ich mir.... ich unterhielt mich soeben mit einigen einfachen Männern vom französischen Stab. Sie sprachen ganz offen davon, daß sie in Kürze abrücken werden. Höchstwahrscheinlich auch die Engländer.... anderer Kriegsschauplatz, meinen Sie?.... möglich.... Gerüchte? Glaube ich nicht. Es ist sicher etwas daran, würden Sie es bitte dem Brigadechef mitteilen.»

Leutnant Aune legt den Hörer hin und fällt ermattet in einen Stuhl zurück. «Das fehlte uns noch», sagt er grimmig vor sich hin.

Frank Muto wundert sich

Während Leutnant Aune sich seine Gedanken über die nächsten Tage macht, sehr sorgenvolle Gedanken, geht ein Mann über die Straße, die vom Hafen auf Namsos zuführt. Er ist soeben mit einem

englischen Schiff angekommen. Er heißt Frank Muto und ist Reporter des Daily Expreß. Er trägt seine Koffer und ist auf der Suche nach einem Hotel.

Frank Muto ist nach Namsos gekommen, weil man ihm sagte, hier werde in den nächsten Tagen einiges zu sehen sein — Kämpfe auf der ganzen Linie, Angriff auf Drontheim, fröhlicher Vormarsch, Taten, endlich Taten!

Frank Muto sieht in dieser Nacht viele marschierende Truppen auf der nächtlichen Straße. Aber sie marschieren nicht nach Drontheim, sondern zum Hafen.

Er sieht ganze Bataillone französischer Alpenjäger, die ihm mit Ihren Schneeschuhen und den gelben Wimpeln am Gewehr entgegenkommen. Sie marschieren zum Hafen.

Er trifft eine Kompanie, die auf einem kleinen Platz an der Seite angetreten ist, alle mit ihrem Feldgepäck und den Waffen. Ein junger Offizier steht vor der Front und gibt Kommandos. Die Kompanie wendet sich und marschiert. Sie marschiert zum Hafen.

Was geht hier vor sich?

Der Kriegsberichterstatter versteht genug vom Krieg, um sich selber eine Antwort geben zu können.

Frank Muto hat die zerstörte Stadt erreicht und irrt durch die Straßen. Man sagt ihm, es sei nur noch ein einziges Hotel da, und bei dem sei das Dach nicht mehr ganz, und es fehlten alle Fensterscheiben.

Frank Muto ist trotzdem froh, ein Unterkommen zu finden.

Als er das Haus betreten hat, stehen in dem schlecht beleuchteten Gang zwei Männer vor ihm — englische Polizeioffiziere.

Sie wollen seine Ausweise sehen. Sie wollen wissen, was er hier will, wohin er will, wann er wieder abreisen will und dies und jenes.

Als das Verhör beendet ist, sagt man ihm: «Über das, was Sie in dieser Nacht gesehen haben oder noch sehen sollten, darf auf keinen Fall berichtet werden. Sie verstehen?»

«Ich verstehe.»

«Sie geben uns Ihr Ehrenwort, daß Sie kein Wort berichten, sei es nach Schweden oder sonst wohin?»

Frank Muto gibt sein Ehrenwort.

Wiederum fragt er sich: was geht in Namsos vor sich?

Bundesgenossen

Donnerstag, Morgendämmerung.

In dieser Nacht zum Donnerstag, dem 2. Mai, geht in den Bergen über Namsos vieles vor sich, was unverständlich ist.

In der Morgendämmerung ist eine kleine norwegische Telegraphenmannschaft aufgebrochen. Sie fährt in Lastwagen an der Telefonlinie Haugen—Lyngstad entlang, um die Leitung, die fast täglich durch die Bombardements unterbrochen wird, zu kontrollieren und auszubessern.

Ein englischer Posten — das Gewehr im Anschlag und finster unter seinem flachen Stahlhelm blickend — hält das Auto an. «Ihre Ausweise!»

Die Nachrichtensoldaten — bejahrte Männer, die im Zivilberuf Telegraphenarbeiter sind — zeigen ihre Pässe vor und dazu die Passierscheine.

Diese Passierscheine sind eine Erfindung der englischen Militärbehörde. Jeder, der das von den Engländern besetzte Gebiet betreten will, muß so einen Schein haben — sogar die Chauffeure, die den Engländern täglich Proviant bringen.

«Ihre Passierscheine», sagt der Posten barsch, «gelten nicht mehr.»

«Wieso? Sie haben Lichtbild und Stempel.»

«Aber sie sind vom 25. April. Das ist zu alt. Nach den Vorschriften ist jetzt jeden Tag ein neuer Passierschein notwendig.»

«Wir kommen hier jeden Tag durch», sagt der Truppführer.

«Ist mir egal.»

Im Truppführer beginnt es zu kochen. Er sucht sein ganzes Englisch zusammen und macht seinem Herzen ein bißchen Luft.

«Wir wollen hier die Telefonleitung reparieren und nichts weiter. Das liegt schließlich auch im Interesse der englischen Truppe, nicht wahr?»

«Ich tue, was mir mein Chef befohlen hat.»

«Dann sagen Sie Ihrem Chef», schreit der Norweger, «daß es sich hier um norwegisches Territorium handelt und nicht um eine englische Grafschaft.»

Die Männer nehmen dem Posten ihre Papiere aus der Hand. Sie schließen die Debatte ab, indem sie auf das Auto springen. Der Chauffeur ist ein fixer Junge und läßt den Motor schnell wieder anspringen. Dann sind sie auf und davon.

Sie sind keine zweihundert Meter weiter, da knallt es. Der Posten hat dem Auto nachgeschossen. Ein Engländer schießt auf seine

norwegischen Kameraden. Aber zum Glück wurde niemand getroffen.

Die Männer lachen und fahren weiter. Sie reparieren die Leitung XA-DF, die an mehreren Stellen unterbrochen ist. Sie tun unverdrossen ihre Pflicht, sie sind bereit, ihren Bundesgenossen einiges nachzusehen. Immerhin sind es Bundesgenossen.

Der Vormittag vergeht mit viel Arbeit.

Als der Wagen gegen Mittag zu der Stelle zurückkommt, wo der Zwischenfall geschah, ist der Platz leer. Der englische Posten ist verschwunden.

Aber dafür machen die Männer eine seltsame Entdeckung, die Kabel sind unterbrochen.

Der Truppführer sieht sich die Geschichte aus der Nähe an und schüttelt den Kopf.

«Das ist mit einer Drahtschere durchgeschnitten», sagt er zu seinen Leuten. «Wir schuften hier von früh bis spät, und die Engländer machen das mutwillig kaputt. Versteht ihr das?»

Keiner versteht es.

Die Männer flicken die zerschnittenen Kabel zusammen und machen ihrer vorgesetzten Stelle Meldung.

Zwei Briefe um 22 Uhr 40

Donnerstag, spät am Abend.

Der Tag ist vergangen.

Namsos wurde bombardiert.

Frank Muto saß im Keller des Hotels und bangte um sein Leben. Er hatte sich diese Tage ganz anders vorgestellt.

Englische Truppen sammelten sich in den Wäldern. Vor den deutschen Linien ließen sie nur schwache Posten zurück.

Jeder Verkehr zwischen der von den Alliierten besetzten Zone und der Außenwelt wurde unterbrochen.

Die Posten lassen niemand hinein und niemand heraus.

Die Leitungen sind zerschnitten.

Das Gebiet um Namsos ist zum verbotenen Land geworden. Niemand weiß, was darin geschieht. Keine Nachricht kommt heraus.

Auch Oberst Getz weiß nicht, was in den Wäldern jenseits des Snaasavatn geschieht.

Oberst Getz ist der Chef der norwegischen Truppen, die in Nordtröndelag operieren. Er hält den linken Flügel der Front bis zur schwedischen Grenze hin.

Der Stabschef hat ihn über den mysteriösen Anruf des Leutnants

Aune unterrichtet. Sie haben darüber nachgedacht und gesprochen. Nun, so haben sie gefunden, die Absicht der Alliierten wird höchstwahrscheinlich mit dem Angriff auf Drontheim zusammenhängen. Sie werden die Alpenjäger, die dafür gut geeignet sind, gegen die Festung Agdenes einsetzen wollen. Gut. Es wäre netter gewesen, wenn die Herren Verbündeten sich von Zeit zu Zeit über ihre Absichten geäußert hätten. Aber man ist in dieser Beziehung nicht verwöhnt.

Der Krieg geht weiter. Und die Arbeit geht weiter. Bald wird die Großoffensive gegen Drontheim beginnen, und was Oberst Getz betrifft, so hat er alles getan, um sie gut vorzubereiten. Erst heute hat er da einige wichtige Anordnungen getroffen — er hat befohlen, daß die Eisenbahn- und Straßenbrücke bei Tangen instand gesetzt wird, und er hat beim Oberpräsidenten angeregt, daß die Verbindungswege von Mosjöen organisiert und für die Offensive vorbereitet werden.

Spät am Abend meldet sich im Brigadequartier Leutnant Evensen. Das ist ein Offizier, den Oberst Getz erst gestern ins englische Hauptquartier schickte, um dort einen Verbindungsmann zu haben.

«Guten Abend, Evensen! Schon wieder zurück?»

Leutnant Evensen hat ein ernstes, fast finsteres Gesicht. «Ich bringe für den Herrn Oberst Briefe aus dem englischen Hauptquartier.»

«Es scheinen keine Liebesbriefe zu sein», sagt Oberst Getz, indem er in dem Gesicht des jungen Offiziers zu lesen sucht. Evensen hat bei diesem Scherz keine Miene verzogen.

«Lieber Oberst Getz», so lautet der Brief. «Ich muß Ihnen zu meinem größten Bedauern mitteilen, daß wir aus diesem Gebiet abzureisen gezwungen sind — ein jeder von uns empfindet das tief. Wir hinterlassen hier ein Teil Material, das Sie, wie ich hoffe, übernehmen werden, und ich weiß, daß es für Sie und Ihre tapferen Truppen von großem Wert sein wird. Wir haben nur eine Hoffnung — die ist, daß wir zurückkehren können, um Ihnen zu helfen, Ihren Kampf zu einem glücklichen Ende zu bringen. Ihr ergebener Carton de Wiart.»

Oberst Getz läßt die Hand sinken, die den Brief hielt. Draußen sieht er Evensen stehen. Jetzt versteht er diesen Evensen. Jetzt ist überhaupt sehr vieles klar.

Oberst Getz geht durch die kleine Bauernstube. Er sucht der Erregung Herr zu werden, die sich seiner bemächtigte. So also sehen die Verbündeten aus, die über das Meer gekommen sind, um Norwegen zu helfen. Bei Nacht und Nebel ziehen sie davon, und wie zum Hohn schreiben sie dann Briefe . . . .

Es ist noch ein zweiter Brief da. Er kommt vom französischen Oberkommando, von General Audet. Er ist wortreicher, schwungvoller, höflicher — in jeder Beziehung der Brief eines Franzosen. Aber in der Sache sagt er nichts anderes.

Ein führender Offizier denkt in Karten. Oberst Getz — jetzt wieder ganz Herr seiner selbst — sieht das Bergland Nordtröndelag vor sich, im Osten die schwedischen Bergen, im Westen das Meer, in der Mitte der langgestreckte See Snaasavatn. Er sieht das alles ganz klar und plastisch vor sich. Er denkt sich in diese Landschaft die Täler und Seitentäler hinein, die Städte und Dörfer, die Eisenbahnen und die Landstraßen, die jetzt so schwierig sind, weil überall das Eis schmilzt.

Oberst Getz braucht seine Karten nicht anzusehen, so genau kennt er das alles. Er weiß, wo die Deutschen stehen, er weiß, wo seine eigenen Kompanien stehen. Er weiß von jedem Spähtrupp zu sagen, wo er sich jetzt befindet. Und er weiß, daß dort, wo die Engländer und Franzosen stehen sollten, *niemand* mehr steht. Jetzt ist ein großes Loch in dieser Landkarte. Ein Nichts.

Was wird morgen? Was wird übermorgen? Was ist vielleicht schon heute geschehen?

Deutsche Spähtrupps pirschen sich nach Norden vor. Sie finden verlassene Schützenlöcher, sie finden Wälder, die verlassen sind. Dann gehen die ersten deutschen Kompanien vor, dann zieht ein ganzes Regiment in Namsos ein. Die Norweger werden in der Flanke gefaßt, bald werden sie im Rücken gefaßt sein und dann ist alles vorbei.

Oberst Getz liest die beiden Briefe noch einmal.

«Lieber Oberst .... Ihr ergebener Carton de Wiart.»

Gewissenhaft macht er eine eigenhändige Notiz: «Empfangen 22 Uhr 40.»

Einschiffung

Um 22 Uhr 40 steht General Carton de Wiart an Bord eines Truppentransporters, der im Hafen von Namsos liegt, und beobachtet die Einschiffung seiner Truppen.

Die Hafenanlagen sind von den deutschen Bombern so vollkommen zerstört worden, daß sie unbenutzbar wurden. Die Truppen müssen daher in Barkassen und Ruderbooten an Bord gehen.

Im Hintergrund brennt die Stadt Namsos, eine ungeheure Fackel, die das nächtliche Schauspiel der Flucht von Namsos beleuchtet. Bis auf die Gipfel der Berge wird der rote Widerschein geworfen.

Der General hebt das Glas und beobachtet eine bestimmte Stelle am Ufer, wo sich die Ruderboote drängen. Dann winkt er einen jungen Offizier zu sich: «Da drüben steht ein Zivilist, der mit unseren Soldaten spricht. Mir kommt das verdächtig vor. Sehen Sie sich den Mann mal an. Das Beste ist, Sie nehmen ihn gleich gefangen.»

Jone Murray, vergessen

Zehn Minuten später steht der Ordonnanzoffizier vor dem Zivilisten.

«Im Auftrag des Generals, wer sind Sie?»

«Frank Muto, Berichterstatter des ‚Daily Express'.»

«So. Sie wissen, daß wir Namsos verlassen.»

«Ich sehe es.»

«Es ist nicht erwünscht, daß Nachrichten von unserer Abreise herauskommen, ehe wir endgültig verschwunden sind.»

«Ich höre das nicht zum ersten Male.»

«Wollen Sie mir bitte auf das Schiff folgen.»

«Kann ich vom Schiff aus mit London telefonieren?» fragt der Journalist mit einem hinterhältigen Lächeln.

«Selbstverständlich nicht.»

«Dachte ich mir. Da ich aber unter allen Umständen telefonieren möchte, ziehe ich vor, an Land zu bleiben.»

Der junge Offizier wird etwas unsicher. Er überlegt und ruft schließlich einen Sergeanten heran: «Sergeant, dieser Herr lehnt es ab, an Bord zu gehen. Er soll tun, was ihm beliebt. Aber er darf das Hafengelände erst verlassen, wenn der letzte Soldat an Bord ist.»

Es dauert nicht mehr lange, bis der letzte Soldat an Bord ist. Schon haben die ersten Transporter den Fjord verlassen. Die letzten Ruderboote gehen hinüber.

Frank Muto geht in die Stadt zurück — ein Weg, der noch unheimlicher ist als gestern. Jetzt ist diese tote Stadt endgültig tot. Kein Mensch zwischen den Ruinen. Nur das Knistern in den abgebrannten Balken.

Kurz vor dem Hotel hört er eilige Schritte. Es ist ein englischer Soldat, der im Laufschritt dem Hafen zustrebt. Der Mann ist schwer beladen und keucht unter seinem Gepäck.

«Sie brauchen nicht zu laufen», sagt Muto, «die Schiffe sind schon weg.»

Es ist der Kanonier Jone Murray, einundzwanzig Jahre alt. Die beiden stehen zwischen den rauchenden Ruinen und überlegen, was

zu tun ist. Jone Murray hat seine Siebensachen auf die Straße gestellt und wischt sich den Schweiß von der Stirn.

Da kracht ein Schuß, dann noch einer. Ganze Salven. Die Hölle ist los.

Die beiden Engländer sehen zum Fjord hinaus, und sie sehen das helle Aufblitzen in der Dunkelheit.

«Das sind unsere Zerstörer», sagt Jone Murray.

Gleich darauf wird klar, was diese Schüsse zu bedeuten haben. Überall am Kai stehen die Fahrzeuge der Engländer — Lastautos, motorisierte Artillerie, Geländewagen und dies und jenes, ein gewaltiger Wagenpark. Jetzt schießen sie dazwischen, damit nichts davon in die Hände der Deutschen fällt. Flammen lodern auf. Die Wagen brennen. Jedesmal, wenn ein Benzintank ausbrennt, gibt es eine Stichflamme, die mit einem höllischen Pfeifen in den Nachthimmel hinaufzischt.

Es ist das Material, von dem General Carton de Wiart an Oberst Getz geschrieben hat: «Wir hinterlassen hier ein Teil Material, das Sie, wie ich hoffe, übernehmen werden, und ich weiß, daß es für Sie und Ihre tapferen Truppen von großem Wert sein wird.»

Letzter Tagesbefehl

Brigade-Quartier Getz, 3. Mai 1940

Oberst Getz weiß in dieser Stunde noch nicht, wie die Engländer das «Material», das sie ihm versprochen haben, behandeln.

Es hätte ihn auch nicht übermäßig interessiert. Er ist jetzt mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Er sitzt mit ernstem Gesicht in seinem Quartier und schreibt und schreibt.

Dreimal hat er angefangen, und dreimal hat er es wieder verworfen. Jetzt ist er mit der Arbeit fertig. Er ruft seinen Schreiber herbei und diktiert ihm den Entwurf zu einem Tagesbefehl:

> «Da England und Frankreich aus uns unbekannten Gründen den Versuch, uns in unserem Kampf zu unterstützen, aufgegeben und heute nacht ihre Truppen aus Namsos, ohne uns zu verständigen, zurückgezogen haben, stehen wir heute den gesamten deutschen Streitkräften allein gegenüber — auf der Linie, die die englischen und französischen Truppen halten sollten, von den Deutschen in der Flanke und im Rücken umgangen.
>
> Ohne die Möglichkeit, von ausserhalb Hilfe zu erhalten, und nur mit Munition für einen Kampftag ausgerüstet, ohne

Flugzeuge, Fliegerabwehr und andere notwendige Waffen, würde ein weiterer Kampf nur zur vollständigen Vernichtung führen, ohne irgendeinem militärischen Zweck zu dienen.

Ich habe daher heute der deutschen Obersten Führung Waffenruhe und damit Verhandlungen über einen Friedenszustand für Tröndelag in der Art vorgeschlagen, wie er für südliche Teile unseres Landes abgeschlossen wurde.»

Es ist meine schwere Pflicht, dies als stellvertretender Oberbefehlshaber in Tröndelag den unter meinem Kommando stehenden Truppen mitzuteilen.

gez O. B. Getz
stellvertretender Divisionskommandeur.*

Oberst Getz läßt seinen Stabschef rufen. Er zeigt ihm den Tagesbefehl und das Schreiben, das er an den Oberkommandierenden der deutschen Streitkräfte gerichtet hat.

«Was sagen Sie dazu?»

Der Stabschef liest die beiden Schriftstücke sehr genau durch, legt sie auf den Tisch und wendet sich ab. «Es ist dazu nichts zu sagen. Es ist gut so. Es bleibt uns nichts weiter übrig.»

«Also gut», sagt Oberst Getz. «Dann wollen wir den Befehl an die Truppe ausgeben, und dann soll Hauptmann Haaland kommen.»

Hauptmann Haaland ist der Brigadeadjutant. Er steht zwei Minuten später vor seinem Chef.

«Hier ist ein Brief», redet Getz ihn an, «er ist für die Deutschen bestimmt. Ich habe darin um einen Waffenstillstand von zweiundsiebzig Stunden gebeten. Sie nehmen diesen Brief und begeben sich damit augenblicklich zu den deutschen Truppen, die über Namdalseid vorrücken. Vergessen Sie nicht, eine weiße Fahne mitzunehmen.»

Allard, zweimal über Bord

Hohe See, 3. Mai 1940

Der französische Zerstörer «Bison» stampft westwärts über das Meer. Zusammen mit dem englischen Zerstörer «Afridi» bildet er die Nachhut zu dem Geleitzug der Transportschiffe, die in der letzten Nacht Namsos verlassen haben.

* (Der Tagesbefehl wurde dem Buch «Die Flucht aus Namsos», erschienen im Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin, entnommen. Autorisierte Übersetzung des norwegischen Buches «Fra krigen i Nord-Trøndelag».)

Am Bug der «Bison» steht Sergeant Allard und starrt trübselig ins Wasser. Es ist ein unangenehmes Wetter. Der Sergeant hat die große weiße Kapuze über den Kopf gezogen, die er wie die anderen Skiläufer für den Feldzug in Norwegen bekommen hat.

Er ist Pariser und achtundzwanzig Jahre alt, von Beruf Vertreter einer englischen Versicherungsgesellschaft. Er liebt das Leben. Er kennt die Welt. Die Fahrt nach Norwegen ist nicht seine erste Seereise gewesen. Er ist sogar seefest.

Das kann man von seinem Kameraden Delacroix, einem Schulmeister aus einem kleinen Kirchdorf irgendwo in den Savoyen, nicht gerade sagen. Delacroix sitzt frierend zu seinen Füßen, und man sieht ihm an, daß ihn die Seekrankheit quält. Es täte ihm sicher wohler, bei den anderen zu sein, die jetzt lang ausgestreckt unter Deck liegen.

Aber Dienst ist Dienst. Neben der großen blau-weiß-roten Kokarde, die auf das Vorderdeck des Zerstörers gemalt ist, steht ein Maschinengewehr, und was diese beiden Sergeanten betrifft, so haben sie die Aufgabe, davon unter Umständen Gebrauch zu machen. Die norwegische Küste ist noch nahe und die Gefahr noch nicht vorüber.

Im großen und ganzen war dies norwegische Unternehmen eine lächerliche Sache. Man reist um die halbe Welt, um vierzehn Tage im Schnee herumzusitzen, und dann reist man wieder nach Haus. So etwa war es. Kämpfe hat es nicht gegeben. Hier und dort sollen einige Patrouillen mit deutschen Motorradfahrern zusammengestoßen sein.

Nun ja, jetzt geht es immerhin heimwärts. Vielleicht kommt man bei dieser Gelegenheit sogar nach Paris. Und vielleicht gibt es sogar einige Tage Extraurlaub — Extraurlaub mit der kleinen dunkelblonden Jeanne? Hoffen wir das Beste. Im übrigen hängt das vom lieben Gott und vom französischen Generalstab ab . . . .

Sergeant Delacroix bricht seine Reise in das Reich der Phantasie jäh ab.

In diesem Augenblick hat es ein schrilles, ein aufregend schrilles Pfeifensignal gegeben. Allard dreht sich um und weiß, um was es sich handelt — deutsche Bomber in Sicht.

Er stößt seinen Kameraden mit dem Fuß an. Der Schulmeister macht ein jämmerliches Gesicht und erhebt sich. Aber er geht nicht ans Maschinengewehr, sondern an die Reling und übergibt sich.

Schon fallen die ersten Schüsse. Das unheimliche Brausen, den Alpenjägern gut bekannt, ist wieder in der Luft. Jetzt stößt es aus den Wolken. Deutsche Sturzbomber lassen sich vom Himmel fallen.

Allard steht am Maschinengewehr und läßt es knattern, was das Zeug halten will.

Plötzlich spürt er einen gewaltigen Stoß, der das ganze Schiff erschüttert. Er weiß nicht, was geschehen ist. Er wird zu Boden gerissen und liegt neben seinem Kameraden Delacroix. Als sie sich wieder erhoben haben, sehen sie, daß das Schiff auf einmal gar nicht mehr wie der Zerstörer «Bison» aussieht. Die Brücke ist weggefegt, einfach verschwunden. Vieles ist verschwunden. Flammen schlagen überall heraus. Verwundete schreien. Was unter Deck war und noch lebt, kommt ins Freie. Alles läuft durcheinander. Man versucht, Rettungsboote klarzumachen. «Sauve qui peut», schreit es durch das Schiff.

Allard nimmt seinen Kameraden beim Arm und schleppt ihn zum ersten besten Rettungsboot. Aber es ist schon überbesetzt. Und es gibt noch viele Schwerverwundete, die mit hinein sollen.

Inzwischen hat das Schiff zu sinken begonnen. Rauschend stürzt das Wasser durch die Löcher, die die Bombe in die Seitenwände schlug.

«Wir müssen schwimmen», schreit Allard seinem Kameraden zu. Sie werfen ihre weißen Schutzmäntel mit der Kapuze weg und stürzen sich ins Wasser.

Sie schlagen sich zwanzig Minuten mit der See herum. Das Wasser ist nicht so angenehm wie an der Côte d'Azur, wo die Pariser so gern baden. Es ist eiskalt.

Aber dann sehen sie, daß ganz in der Nähe der Rumpf eines grauen Schiffes auftaucht. Das muß die «Afridi» sein.

Das ist nett von der «Afridi». Die Engländer haben die Rettungsboote längsseit genommen und heben die Verwundeten an Bord. Das geht sehr schnell. Dann werfen sie den Schwimmern Taue und Strickleitern zu.

Auch Allard wird hinaufgezogen. Er ist überglücklich, unter den anderen Geretteten auch seinen Kameraden Delacroix wiederzufinden.

Sie frieren erbärmlich. Man führt sie in den großen Mannschaftsraum im Vorderschiff. Sie ziehen die nassen Sachen aus, und man gibt ihnen Decken und neue Kleider. Der Schiffsarzt kümmert sich um die Verwundeten.

Die Welt sieht wieder ein bißchen vernünftiger aus. Das findet sogar Delacroix, der jetzt ganz vergessen hat, daß er vor einer Stunde noch seekrank war. Die Maschinen der «Afridi» haben längst wieder zu arbeiten angefangen. Sie sind auf Hochtour. Das Schiff will den Konvoi wieder einholen.

Gut so. Nur weg von dieser verdammten Küste. Jede neue Seemeile nach Westen ist ein Gewinn.

Im Mannschaftsraum wird Rum gereicht. Die Schwimmer erholen sich wieder. Es wäre alles in Ordnung, wenn nicht das schreckliche Stöhnen der Verwundeten wäre. Es gibt Leute dabei, denen das kochende Wasser aus den Kesseln über die Beine lief.

Es geht gegen Mittag. Die Engländer decken den Tisch.

Sergeant Allard hat frisches wollenes Unterzeug an und den Arbeitsanzug eines englischen Kanoniers. Er stürzt sich mit einem wahren Heißhunger auf das Essen.

Aber der Appetit vergeht ihm, als er einen Pfiff hört — einen Pfiff, den er heute schon einmal hörte.

Es geht wirklich wieder los. Draußen wird geschossen. Es ist auch wieder das Brummen der Stuka in der Luft. Es ist deutlich zu hören, obwohl die Maschinen der «Afridi» ihren Lärm machen.

Dann geschieht es. Es wird dunkel im ganzen Schiff. Allard wird in irgendeine Ecke geschleudert. Die Welt geht unter. Flammen, fliegende Eisenstücke, verstümmelte Menschen, umgestürzte Schüsseln. Merkwürdig — dann wird es auf einmal wieder hell. Die Bombe, die das Vorschiff traf, hat riesige Löcher in den Schiffsrumpf hineingerissen. Durch diese Löcher schießt jetzt das kalte Seewasser herein.

Allard sieht um sich. Er sieht Tote und Verwundete, die in dem Raum hin- und hergespült werden. Das Wasser steht ihm bis an die Brust. Er watet auf das große Loch da drüben zu. Er kämpft gegen den Strom des immer noch eindringenden Wassers. Dann stößt er sich ab, und zum zweiten Male an diesem Tage beginnt er, um sein Leben zu schwimmen.

Wenn ihn die Wellen heben, kann er für kurze Augenblicke das grausige Schauspiel sehen, das sich hier abspielt. Ganz in seiner Nähe schwimmen viele andere, englische Matrosen, Kameraden aus Savoyen und andere, er kennt sie alle an den Gesichtern. Der eine hat noch das schwarze Barett der Alpenjäger mit dem goldenen Jagdhorn auf.

Auf dem Schiff brennt es. Von Zeit zu Zeit gibt es Explosionen. Dann schießen die Stichflammen heraus, und ein Regen von Eisenstücken fällt ringsum auf die aufgeregte See.

Es ist ein Wunder, daß die «Afridi» bei diesem Treffer noch nicht gesunken ist. Aber die Schotten müssen gut gehalten haben. Allard beobachtet, wie die Leute vom Achterschiff nach vorn gehen, wo sie diesen und jenen aufheben, um ihn in die Boote zu tragen.

Wieder vergehen die Minuten. Und sie vergehen für einen, der

im eiskalten Wasser schwimmt, sehr langsam. Dann taucht ein Schiff neben der sinkenden «Afridi» auf. Das ist die «Griffin», Allard kann deutlich den Namen lesen. Bald darauf bemerkt er, daß auch die «Imperial» umgekehrt ist, um Überlebende an Bord zu nehmen. Vierzig Minuten dauert es, dann ist die «Afridi» im Ozean verschwunden.

Zum zweiten Male greift Allard nach einem Tau, das ihm zugeworfen wird. Er legt es sich unter die Arme und läßt sich hinaufziehen. Zum zweiten Male an diesem Tage nimmt man ihm die nassen Kleider ab. Zum zweiten Male gibt man ihm Rum zu trinken und Decken, um sich zu wärmen.

Die «Griffin» macht kehrt, setzt ihren Kurs nach Westen fort. Sie hat kaum eine Seemeile zwischen sich und die Stelle gebracht, wo die «Afridi» sank, als wiederum Alarm ist und deutsche Bomber über dem Schiff auftauchen.

Allard macht die Augen zu und hüllt sich fest in seine Decken. Jetzt ist ihm alles gleich.

Aber diesmal geht es gut. Die Bomber haben ihr Ziel verfehlt. Freilich war die Bombe, die in der Nähe des Schiffes explodierte, mehr als deutlich zu spüren. Das ganze Schiff zitterte davon.

Geographieunterricht

London, 4. Mai 1940

Gestern ist Außenminister Koht in Schottland angekommen.

Die Reise geschah an Bord eines kleinen englischen Kriegsschiffes und war nicht uninteressant. An Bord befand sich auch die Frau des französischen Gesandten, Madame Dampierre, und Professor Koht hat bekanntlich eine alte Vorliebe für alles Französische, nicht zuletzt auch für französische Damen.

Freilich wäre es noch weit netter gewesen, wenn die beiden die einzigen Passagiere gewesen wären. Aber das war leider nicht der Fall. Erstens befand sich auch Sir Cecil Dormer, der englische Gesandte, mit seiner Frau an Bord, und zweitens macht Herr Koht diese Reise nicht allein. Man hat ihm den Verteidigungsminister Ljungberg beigeordnet.

Heute treffen die beiden Minister in London ein . . .

Es wäre eine schöne Sache gewesen, wenn Außenminister Lord Halifax seinen norwegischen Kollegen auf dem Bahnhof empfangen hätte. Das hat er nicht getan. Er hat dafür einen Herrn Monck als seinen Vertreter geschickt. Wer kennt Herrn Monck?

Immerhin gibt sich Herr Monck alle Mühe, er hält eine hübsche

kleine Begrüßungsansprache und stellt seine und der Behörden Unterstützung in Aussicht. Das Gespräch wendet sich dann den Ereignissen der letzten Tage zu. Herr Monck erkundigt sich eingehend nach der Stimmung in Norwegen.

«Es läßt sich denken», erwidert Koht, «daß sie nicht übertrieben gut ist.»

«Man darf nicht aufhören», erklärt Herr Monck, «den Leuten klarzumachen, daß England nicht anders handeln konnte . . . .»

«Schweres Stück Arbeit», wirft Koht sarkastisch dazwischen.

«Niemand kann bestreiten, daß die NWEF. alles getan hat, was in ihrer Macht war . . . .»

In diesem Augenblick fährt der Wagen vor, der neben dem Gleis gewartet hat. Die Herren nehmen Platz und fahren davon.

«Sie sprachen von der NWEF.», nimmt Koht das Gespräch noch einmal auf. «Wenn ich recht unterrichtet bin, bedeutet das North-Western Expeditionary Force (Nord-westliche Expeditions-Armee). Ist es nicht so?»

«Sehr richtig», antwortet Monck.

«Ich muß gestehen, daß wir uns in Tromsö manchmal den Kopf über den seltsamen Namen zerbrochen haben.»

«Wieso?» fragt Herr Monck treuherzig, «es ist bei der Armee üblich, solche Bezeichnungen zu führen.»

«Aber es ist nicht üblich, den Nordwesten mit dem Nordosten zu verwechseln. Ich dachte, Norwegen liegt noch immer nordöstlich von England.»

«Das ist wahr», gibt Herr Monk zu. «Ich werde mich mal erkundigen. Man wird wohl Gründe haben, denke ich mir.»

Minister Ljungberg schließt das geographische Gespräch mit einem seiner trockenen Witze ab: «Nehmen wir an, es ist eine Kriegslist, um die Deutschen zu täuschen.»

Man fährt nach Kensington zur Norwegischen Gesandtschaft hinaus, wo es stundenlange Besprechungen mit Colban gibt.

Dann geht es im Wagen zur britischen Rundfunkgesellschaft. Koht hält eine Ansprache an die Norweger. Es ist ein Aufruf zur Geduld.

«Die Hilfe der Alliierten», so sagt er, «kann sich nicht sofort auswirken. Wartet ein wenig, habt Geduld! . . . . Viele werden fragen, ob dies alles dem Lande nicht erspart bleiben konnte. Aber die Frage war nicht mehr, ob wir neutral bleiben konnten, sondern welcher der kriegführenden Mächte wir uns anschließen sollten . . . .»

Inzwischen hat sich Norwegen entschieden.

«Wir sind Britanniens Verbündete», erklärt Koht später in einem

Interview, das er dem in London ansässigen norwegischen Journalisten Bjarne Braatöy gibt.

Minister Koht gibt Interviews am laufenden Bande. Die englischen Journålisten belagern ihn. Fotografen nehmen ihn von allen Seiten auf. Er rückt immer wieder an seiner Krawatte und streicht sich den Anzug glatt, einen doppelreihigen gestreiften Straßenanzug, den er sich noch schnell in Tromsö hat machen lassen. Herr Koht hat nicht allzuviel Übung im Umgang mit der Weltpresse. Das Lächeln, das er lächelt, gerät etwas verlegen und krampfhaft. Die Bilder, die er von sich in den Zeitungen sieht, gefallen ihm gar nicht.

Man fragt ihn, wie lange er bleiben will.

«Nicht lange», sagt er, «mein Platz ist drüben in Norwegen. Ich werde nur zwei Tage bleiben und dann gleich nach Paris gehen.»

«Darf man hören, was der Herr Minister in Paris zu unternehmen gedenkt?»

«Verschiedenes», ist die etwas ungenaue Antwort.

Und was Paris betrifft, so hat Herr Professor Koht gute Gründe, etwas ungenau zu sein. Die Erinnerungen nämlich, die ihn mit Paris verbinden, sind ausgesprochen privater Natur.

Heimkehrer

Schottischer Hafen, 7. Mai 1940

Am Kai dieses Hafens legen die Schiffe an, die aus den Opera tionsgebieten zurückkehren. Hier warten die Angehörigen der Seemänner und Soldaten — Frauen, Mütter und Kinder.

Heute ist die Mannschaft des Zerstörers «Afridi» angekommen, freilich ohne ihr Schiff, das jetzt irgendwo westlich von Namsos auf dem Grunde der See liegt.

Und es sind nur hundert Mann von der Besatzung heimgekehrt, hundert andere sind mit der «Afridi» untergegangen.

Den Männern, die jetzt über den Kai kommen, sieht man an, daß sie nicht aus einer siegreichen Schlacht heimkehren. Sie gehen gebeugt einher, mit müden abgespannten Gesichtern. Viele haben verbundene Köpfe oder den Arm in der Schlinge. Manche müssen von den Kameraden gestützt und getragen werden.

Der Empfang ist still. Es gibt keine Musik und keine Reden. Aber es gibt viele Tränen und ersticktes Schluchzen. Eine Frau, die umsonst zum Kai gekommen ist, wendet sich still ab und verschwindet hinter dem schwarzen Schuppen.

Da geht ein Mann vorüber, der sich aufrechter hält als die anderen.

Er hat die Lippen fest zusammengepreßt, er sieht an den vielen Menschen vorbei.

Einige von den «Afridi»-Männern stoßen ihre Frauen an: «Das da ist unser Kapitän!»

Ja, es ist Kapitän P. L. Vian, ein Offizier, der noch jung ist, dessen Name aber in aller Welt bekannt ist, und es ist der Mann, der die «Cossak» befehligte. Es ist der Mann, der damals von dem deutschen Schiff «Altmark — mitten im Jössingfjord, mitten in norwegischen Hoheitsgewässern — die Gefangenen herunterholte.

Der Ruhm dieses jungen Kapitäns ist nicht ganz einwandfrei, wenn man ihm auch zugute halten muß, daß er nicht der Hauptschuldige in der «Cossak»-Affäre war. Vian ist Soldat. Er führt Befehle aus, die er von London bekommt.

Inzwischen ist sein Name um die Welt gegangen. Es erschienen Bilder und Biographien von Vian. Auf diesen Fotos sieht er aus wie heute — ernst und beinahe ein bißchen verkniffen, er blickt stur geradeaus. Es wurde ein Propagandafilm gedreht, in dem man die «Cossak» und ihren Kapitän auftreten läßt. Er wurde mit Orden und Ehrungen überhäuft.

Am 13. April wurde in den englischen Zeitungen die Verleihung der Ehrenzeichen bekanntgegeben: «Medals for men, who boardet the ‚Altmark'». Der Zufall wollte, daß am gleichen Tage, an dem die Bekanntgabe erfolgte, die «Cossak» in Brand geschossen wurde. Das geschah vor Narvik, das Schiff mußte ins Dock.

Kapitän Vian erhielt bald einen neuen Zerstörer, die «Afridi». Aber seit dem Unternehmen gegen die «Altmark» hat er kein Glück mehr, ja, es ist wie ein Verhängnis. Drei Wochen später wird die «Afridi» von einer deutschen Bombe zerrissen. Zum zweiten Male muß Kapitän Vian ein Schiff verlassen, das unter seinem Befehl stand.

Man kann verstehen, daß er sich nicht in der allerbesten Laune befindet, als er jetzt an Land geht.

Die Männer aus Savoyen

Ganz anders geht es an der Stelle zu, wo die französischen Alpenjäger ihr Schiff verlassen. Hier herrscht gute Laune, Leben und Übermut.

Für diese jungen Burschen aus Savoyen ist das ja auch ein glücklicher Tag. Sie haben diese elende Seefahrt hinter sich, hier gibt es keine deutschen Bomber mehr.

Einigen liegt freilich noch der letzte Freitag in den Knochen. Das ist der Tag, an dem die «Afridi» und mit ihr die «Bison» unterging.

Da ist zum Beispiel ihr Sergeant Allard, von Beruf Angestellter einer englischen Versicherungsfiliale in Paris. Er wird diesen Freitag nie wieder vergessen. Er war auf der «Bison», als sie versenkt wurde; er wurde an Bord der «Afridi» gezogen, und dann ging auch sie unter. Zwei Schiffbrüche an einem Tag — ein bißchen viel auf einmal.

Und Allard ist nicht der einzige, dem es so ging.

Die Alpenjäger gruppieren sich. Da stehen sie nun in langen Reihen. Sie tragen ihre Khaki-Windjacken und die großen schwarzen Barette, an denen das Kennzeichen ihrer Waffe, das kleine goldene Jagdhorn, sitzt. Einzelne Trupps haben die weiße Tarnkleidung mit der großen Kapuze, die über den Kopf gezogen wird. Bei jeder Gruppe flattert der kleine gelbe Wimpel im Seewind.

In einigen Minuten fahren Wagen vor. Vier hohe Offiziere. Der Brigadechef selber steht vor der Front und gibt die Kommandos. Die Reihen nehmen Haltung an.

Die Offiziere schreiten die Front ab. Den einen kennen manche. Das ist der einäugige General de Wiart, der mit drüben in Namsos war. Auch General Audet ist da, der kleinste von den vier, aber der mit der größten Nase. Die beiden anderen kennen sie aus den illustrierten Zeitungen. Der eine, der fast einen Kopf größer ist als alles ringsum, ist General Ironside, der Chef des Generalstabs. An seiner rechten Seite geht General Mittelhauser, früher Mitglied des Obersten Kriegsrates, dahin.

Zunächst steht Mittelhauser vor der Front. Er führt die Hand an die goldbestickte Mütze und beginnt zu sprechen:

«Ich freue mich sehr, euch hier begrüßen zu können. Der Feldzug in den norwegischen Bergen hat euch keine Überraschungen bereitet, denn ihr habt dort dieselben Verhältnisse vorgefunden, wie ihr sie aus den Savoyer Alpen kennt. Was euch überraschte, das war der Befehl, daß ihr zurückkommen solltet . . . .»

Man kennt diese Ansprachen, wie sie nach erfolglosen Feldzügen gehalten werden. Man spricht von der guten Moral. Man lobt die Truppe. Man lobt die Offiziere. Man lobt alles.

Und zum Schluß war es wie nach einem Sieg.

Der Franzose tritt beiseite und macht dem großen breitschultrigen Ironside Platz. Ironside spricht auf französisch. Er sagt ungefähr dasselbe wie Mittelhauser:

«. . . . denkt nicht daran, daß es ein Rückzug war, vergeßt es! . . . . Haltet den Kopf hoch . . . . Es kommen neue Gelegenheiten . . . .»

Dann ist der Appell zu Ende und die Mannschaften verteilen sich in der Stadt.

«Er sprach gut französisch», sagt ein kleiner lustiger Savoyer zu Allard, «er spricht es wie unsereiner.»

«Das ist ein Sprachgenie», sagt Allard, «Ironside spricht vierzehn Sprachen, russisch und polnisch und arabisch sogar.»

«Schade, daß wir keine Araber dabei hatten», sagt der kleine Savoyer, «ich hätte gern mal arabisch sprechen hören.»

Großer Tag im Unterhaus

London, 7. Mai 1940

Vor vier Tagen ist Außenminister Koht in England angekommen. Heute ist der 7. Mai, und er ist noch immer in London. Er ist noch immer nicht an den Platz zurückgekehrt, «auf den er gehört».

Aber es gibt wohl Gründe. Die Unterredungen, die mit Chamberlain und Halifax vorgesehen waren, haben erst gestern stattgefunden. Sie sind übrigens zur Zufriedenheit ausgelaufen, zur Zufriedenheit der Briten.

Koht hat ein wenig auf diese Unterredungen warten müssen. Der Premier des Empire ist nicht verpflichtet, dem norwegischen Außenminister zu jeder Tages- und Nachtzeit zur Verfügung zu stehen. Außerdem haben diese Herren gerade jetzt ihre ganz bestimmten Sorgen. Am parlamentarischen Himmel Englands ziehen sich Gewitter zusammen. In den Leitartikeln der großen politischen Zeitungen steht schwarz auf weiß geschrieben, daß etwas bevorsteht — eine überraschende, vielleicht sogar sensationelle Veränderung.

Es gibt viele Fragen, die man in diesen Tagen Herrn Chamberlain vorlegt: Wieso konnte Deutschland in aller Ruhe große Teile Skandinaviens besetzen? Was tat die Navy, als das geschah? Warum hat England seine Truppen aus Südnorwegen zurückgezogen?

Außenminister Koht hat übrigens in diesen Tagen keine Langeweile gehabt. Er hat sich im Savoy umgetan. Und das ist eine hübsche Abwechslung, nachdem man wochenlang in dem traurigen Tromsö herumsaß. Und dann gibt es außer dem Savoy noch andere Lokalitäten in London, wo man sich wohlfühlt.

Heute aber, am 7. Mai 1940, steht dem Außenminister ein Erlebnis ganz besonderer Art bevor. Das Unterhaus tagt. Das Thema heißt Norwegen. Chamberlain wird eine große Rede halten.

Koht und Ljungberg betreten die Eingangshalle des Parlamentsgebäudes. Man bietet ihnen das Plüschsofa gegenüber dem dramatischen Wandgemälde von der Magna Charta. Dann erscheint ein uniformierter Beamter, um sie hinaufzuführen. Es geht über winklige Treppen zur Galerie, die schon jetzt fast bis auf den letzten Platz

besetzt ist. Für die beiden Norweger sind Sitze in der vordersten Reihe reserviert.

In dem großen Raum herrscht ein magisches Halbdunkel (daheim im Storting an der Karl-Johan ist es hell und freundlich). Und dann ist hier ein gewisser Geruch im Raum, ein Geruch, wie in alten Museen — er kommt wohl von all den schweren Täfelungen und den Holzschnitzereien.

Koht blickt nach unten. Er sieht die Bänke der Abgeordneten, die mit grünen Polstern überzogen sind. Er sieht die roten Metallkästen, die voller Papiere sind, den etwas erhöhten Mitteltisch mit den dicken Folianten darauf. Er sieht sich den Speaker an, den Präsidenten, der Talar und Perücke trägt. Und in diesem Augenblick bemerkt er, daß da unten gesprochen wird. Das Wort Norwegen klingt an sein Ohr. Wenn er recht verstanden hat, sprach man von Schneebrillen.

Er sucht den Redner. Er findet ihn auf der Regierungsbank.

Koht wendet sich an seinen Führer zurück: «Wer ist der Redner da?»

«Kriegsminister Stanley.» Dann ist der Beamte verschwunden. Hier oben ist auch das Flüstern verboten.

«Es entspricht den Tatsachen», redet der Minister da unten, «daß nur einige unserer Einheiten mit dunklen Brillen gegen den Schnee ausgerüstet waren. Wir haben seinerzeit eine Anzahl Brillen zu Versuchszwecken nach Frankreich geschickt. Aber die Berichte, die wir darüber erhielten, ließen keine endgültigen Schlüsse zu . . . .»

Während der Kriegsminister spricht, füllt sich das Haus immer mehr. Die Diplomatenloge ist bis auf den letzten Platz besetzt. Koht sieht alte Bekannte, den Botschafter der Vereinigten Staaten, den schwedischen Gesandten und diesen und jenen. Südamerikaner, arabische Typen, Inder und Ägypter.

Soeben ist Colban gekommen. Er begrüßt Bekannte in der Loge. Dann nimmt er Platz, und seine Blicke gehen über die «Public Galery».

Auf der anderen Seite sitzt die Presse. Die Herren haben es eigentlich unbequem. Es sind keine Tische da. Sie haben Notizblöcke auf den Knien und machen Notizen. Koht hat plötzlich das Gefühl, daß er selber der Gegenstand dieser Notizen ist. Man stößt sich da drüben an. Man flüstert sich etwas zu.

Inzwischen ist das Frage- und Antwortspiel da unten weitergegangen.

Das Haus ist jetzt voll besetzt. Viele Abgeordnete tragen Uniform. Auf den Ministerbänken ist ein wahres Gedränge. Sie sind viel zu klein für diese Regierung, die sich seit Kriegsausbruch um immer

neue Ressorts vergrößerte. Nur der Platz neben Chamberlain ist frei. Chamberlain selber sieht müde und angegriffen aus. Daran ändert auch die weiße fünfblättrige Blume nichts, die er im Knopfloch trägt.

Die Nervosität, die über dem Haus liegt, ist unverkennbar. Es ist ein Summen im Saal, vergleichbar dem erregenden Stimmengewirr, wie es dem Konzert eines großen Orchesters vorausgeht.

Premierminister Chamberlain erhebt sich. Es ist 3 Uhr 48.

Von den Bänken der Konservativen gibt es Beifall. Aber nur schwach. Die Opposition zeigt durch Schweigen an, daß sie entschlossen ist, Schwierigkeiten zu machen. Chamberlain hält die Blätter, die seine Rede enthalten, und es wird still.

In diesem Augenblick geht ein korpulenter Mann mittlerer Größe mit kurzen hastigen Schritten durch die Reihen, um den Platz neben Chamberlain einzunehmen: Churchill.

Schwanengesang

Der Premier hat zu sprechen angefangen.

Koht sitzt mit vorgeneigtem Kopf und hält die Hand ans Ohr. Die Akustik in diesem Saal ist miserabel. Außerdem spricht Chamberlain nicht sehr laut. Er sieht überhaupt nicht gerade wie ein Sieger aus.

Oder ist er es vielleicht doch?

Was er da jetzt über die englischen Truppen sagt, das klingt beinahe so, als ob die Engländer Norwegen verlassen haben, nachdem sie Sieg über Sieg an ihre Fahnen hefteten:

«. . . . ihre Aufgabe mit glänzendem Mut gelöst . . . . in schwierigen Kämpfen eiserne Ausdauer und geschicktes Vorgehen bewiesen . . . . Mann gegen Mann dem Feind überlegen . . . .»

Beifall rauscht auf. Mann gegen Mann den Deutschen überlegen! Das dürfte man den Norwegern nicht erzählen.

Chamberlain sucht dann, nachdem er auch die Leistungen der Flotte und der RAF. gefeiert hat, die Bedeutung der ganzen Affäre zu verkleinern. Es habe sich um nicht viel mehr als eine einzige Division gehandelt. Ohne es zu wollen, liefert er seinen Gegnern ein neues Argument: Warum nur eine Division?

«Wir wußten, daß es schwierig sein würde, Drontheim zu nehmen, und ebenso schwierig, es zu halten . . . .»

«Andererseits mußten wir die Wirkung auf die norwegische Regierung, die norwegischen Streitkräfte und das norwegische Volk in Betracht ziehen . . . .»

«Der norwegische Oberbefehlshaber bat uns dringend, Drontheim um jeden Preis anzugreifen, da diese Stadt als Hafen und Sitz der Regierung und des Königs von äußerster Wichtigkeit war. Man machte uns klar, daß sich die Norweger zu weiterem Widerstand nicht fähig fühlten und daß das ganze Land in die Hände der Deutschen fallen würde, wenn wir nicht auf diejenige Weise vorgingen, die die Norweger für die günstigste hielten — nämlich Drontheim anzugreifen. Hätten wir uns geweigert, dem Ruf zu folgen, so könnte man uns den gerechten Vorwurf machen, unser einziges Ziel in Skandinavien seien die schwedischen Eisenerze . . . .»

Sehr schön. Sehr im Sinne des Herrn Koht und der norwegischen Außenpolitik. Aber gleich darauf kommt etwas, was weniger schön ist. Chamberlain macht den Norwegern den Vorwurf, daß sie bei der Zerstörung der Brücken und bei der Sperrung der Wege nicht aktiv genug gewesen seien. Er deutet an, daß sie ihr Unglück dadurch gewissermaßen selber verschuldet haben.

«Der Kampf ist noch nicht zu Ende», fährt er fort, «noch halten sich König und Regierung auf norwegischem Boden auf, und sie werden die Überreste der norwegischen Streitkräfte um sich scharen, um weiter gegen den Eindringling zu kämpfen. Wir aber werden auf ihrer Seite sein . . . .»

Worte! Nichts als Worte.

Da wird von Fortsetzung des Kampfes und von neuer Hilfe geredet, und einstweilen ist England noch dabei, die Truppen, die es im April schickte, zurückzuziehen. Was wird ein Norweger sagen, der diese Worte hört? Was sagt Herr Koht dazu?

Aber er kommt nicht dazu, darüber nachzudenken.

Er hört plötzlich ein Wort, das ihn interessiert. Ein Wort, das ihn mehr angeht als alle andern im Haus.

«Der norwegische Außenminister», sagt Chamberlain, und er hebt dabei deutlich die Stimme, «forderte sein Volk in einer Rundfunkansprache auf, Geduld zu haben. Das war ein weiser Rat. Er zeigte auch Verständnis dafür, daß England bereit sein muß, einem deutschen Angriff entgegenzutreten, wo immer er auch einsetzen möge . . . .»

Der Premier blickt auf den kleinen Zettel, den er in der Hand hat, und liest ganze Sätze aus der Rundfunkrede Kohts vor.

Es gibt Beifall. Koht weiß, daß es ein Beifall ist, der ihm selber gilt — Halvdan Koht. Er bemerkt, daß sich Gesichter zu ihm umwenden. Abgeordnete stoßen sich an. Er glaubt zu hören, wie sie sich zuflüstern: Da oben sitzt er.

— — — —

Das Protokoll stellte fest, daß die Rede des Premierministers siebenundfünfzig Minuten dauerten.

Die Debatte, die erfolgte, hielt zwei Tage an. Am Abend des 8. Mai war die Abstimmung. Sie ergab 281 für und 200 Stimmen gegen Chamberlain. Ein Mehr von 81 Stimmen und trotzdem eine vernichtende Niederlage. Unter den Neinsagern befanden sich auch die Männer aus Chamberlains eigener Partei. Aus den Reihen der Labour-Leute ertönte der Ruf: Abtreten! Abtreten!

Ein geschlagener Mann, so verließ der Premier den Saal. Er war bleich und seine Schultern hingen herab. Bald darauf trat er ab.

Er fiel, weil Drontheim nicht gefallen war.

Vor der Fahne der Dragoner

Am Snaasavatn, 10. Mai 1940

Am Vormittag dieses 10. Mai marschieren die Männer vom 3. norwegischen Dragonerregiment über die Straßen, die am See Snaasavatn entlangführen.

Sie kommen von allen Seiten — von Jörstad und Stod, von Valöy und vom Hofe Tangen.

Sie haben in diesen Tagen die Eisenbahnstrecke, die Brücken und die Landstraßen wieder instand gesetzt — Arbeiten, die bei der Kapitulation mit den Deutschen vereinbart wurden.

Das war keine leichte Arbeit. Von Zeit zu Zeit schien die Sonne, dann zogen die Männer ihre grünen Uniformröcke aus und sie arbeiteten mit bloßen Schultern.

Ja, jetzt sind sie braungebrannt und hager, auch der Krieg in Tröndelag liegt ihnen noch ein wenig in den Knochen. Aber sie haben den Mut und die gute Laune nicht verloren.

Sie wissen nicht, was der Grund zu diesem seltsamen Appell ist, und es hat ein großes Rätselraten begonnen.

Ob es wieder Krieg gibt? fragt einer.

Jawohl, antwortet ein Spaßvogel, wir werden die Deutschen mit Schneebällen werfen.

Solche Witze und andere Witze machen sie auf dem Marsch. Als sie dann aber auf dem Sammelplatz des Regiments eingetroffen sind, vergeht ihnen das Witzemachen. Jeder empfindet beim ersten Blick, daß eine ernste, feierliche, schwere Stunde bevorsteht.

Das Regiment ist im Viereck aufgestellt. In der Mitte steht der Fahnenträger mit der Fahne. Es ist das erstemal, daß das Dragonerregiment Nr. 3 vollzählig zusammentritt.

Da stehen sie nun alle in Reih und Glied, die Männer aus Trönde-

lag — Waldarbeiter und Kontoristen, Bauernsöhne und Uhrmacher, Fischer und Straßenarbeiter. Sie sprechen nicht mehr miteinander. Es hat ein Kommando gegeben. Alles steht still und sieht auf die Fahne.

Plötzlich steht Oberst Wettre, der Regimentskommandeur, neben der Fahne. Sie kennen ihn alle. Er ist in den Wochen des Krieges bei ihnen gewesen, manchmal ganz vorn bei den ersten Vorposten. Er hat für jeden ein nettes Wort gehabt, ein verständiger Chef.

«Obwohl Norwegen», so redet Wettre zu seinen Männern, «leichter zu verteidigen ist als vielleicht jedes andere Land, wollte das norwegische Volk für unsere Verteidigung nicht das Opfer bringen, das zur Sicherung der Neutralität des Landes notwendig gewesen wäre. Wir sehen heute das Ergebnis. Die deutschen Truppen haben bewiesen, daß sie im Laufe einiger Tage mit geringen Kräften und sehr unvollständigen Mitteln — viel geringeren, als uns zu Gebote gestanden hätten — imstande waren, unsere Flugplätze und Küstenbefestigungen in einen Zustand zu versetzen, daß selbst Englands mächtige Flotte machtlos ist.»

Mancher in den langen Reihen nickt still vor sich hin, als der Oberst das gesagt hat. Ja, so war es.

Der Oberst fährt fort:

«Einen Monat lang waren wir im Kriege. Die Anforderungen, die an Manneszucht und Moral, an gute Laune und Ausdauer gestellt wurden, waren sehr groß. Ich möchte euch allen danken für das, was ihr geleistet habt. Ich zweifle nicht — hätten wir noch dazu eine angemessene Zeit zur Ausbildung, hätten wir ausreichend Waffen und Munition gehabt, wie es uns von England versprochen war, hätte auch nur *ein* Alliierter uns so unterstützt, wie wir allen Grund hatten zu erwarten, so hätten wir uns im Kampfe gegen jedweden Gegner behauptet.»

Eine Bewegung geht durch die Reihen und auch Wettre selber scheint bewegt zu sein. Die Männer hören es seiner Stimme an, obwohl sie laut und kraftvoll über den Platz schallt.

«Unsere verantwortlichen Chefs fanden, daß — nachdem die englischen und französischen Truppen unser Land ohne vorherige Warnung verlassen hatten — eine Fortsetzung des Kampfes ohne Hilfe, mit Munition für nur ein paar Tage, mit schwindenden Beständen und ohne Aussicht auf ein erreichbares Endziel unseres Kampfes, unverantwortlich wäre .... Ich möchte allen Offizieren danken, die sich in diesem Monat mit unermüdlicher Sorge ihrer Truppen bei harter Arbeit und im Kampf angenommen haben, und

ebenso allen Soldaten, die mit ihrer guten Haltung bewirkt haben, daß wir mit erhobener Stirn wieder heimgehen können, in dem Bewußtsein: das Tröndelager Dragonerregiment Nr. 3 hat diese Probe mit Ehren bestanden.»

— — — —

An dem Vormittag, an dem sich die Männer vom 3. norwegischen Dragonerregiment versammelt haben, um ihren Krieg in Tröndelag endgültig abzuschließen, hat in einer anderen Gegend Europas — an der belgisch-holländischen Grenze — ein neuer Krieg begonnen. Bis jetzt haben es die Westmächte durch die skandinavische Hintertür versucht. Jetzt ist der Weg zur offenen Auseinandersetzung frei.

Hauptstadt Tromsö

Tromsö, 15. Mai 1940

In Tromsö ist dieser Tage ein kleiner fixer Mann mit einer schwarzen Hornbrille eingetroffen. Er nennt sich Mr. Curtis, kennt Land und Leute und spricht sogar etwas Norwegisch. Er ist schon früher mehrfach in Skandinavien gewesen.

Mr. Curtis sieht sich in Tromsö um.

Das lohnt. Diese kleine Stadt mit ihren zehntausend Einwohnern ist über Nacht zur Metropole des Landes geworden. Sie spielt jetzt eine Rolle in der Geschichte. Sie wächst über sich hinaus. Schiffe kommen und gehen, viel mehr als sonst. Flugzeuge kreisen über der Stadt, Kuriere tauchen auf und verschwinden. Allenthalben herrscht eine unheimliche Geschäftigkeit.

Tromsö ist der Sitz von Behörden und manchen Zentralen. Hier sind der norwegische Rundfunk und das norwegische Nachrichtenbüro ansässig. Der Kommandierende Admiral Diesen wohnt mit seinem Stab hier, Tromsö ist das Hauptquartier der Seemacht. Es ist auch der Sitz der Bank von Norwegen. Verschiedene Minister wohnen in Tromsö. In und bei der Stadt haben sich einige Gesandtschaften niedergelassen.

Mr. Curtis hat bald herausgefunden, daß sich die Geschäftszimmer der Ministerien im Bischofshaus befinden, auf einem Hügel über der Stadt gelegen. Dort tagt von Zeit zu Zeit sogar der Staatsrat. Bischof Kron-Hansen, dem das Haus zusteht — ein würdiger Herr in den Fünfzigern —, begnügt sich mit zwei kleinen Zimmern.

Herr Curtis macht die Tür zu einem der Geschäftszimmer auf und geht auf den ersten besten Sekretär zu: «Kann ich bei Ihnen die Adresse des Königs erfahren?»

Der Sekretär erbleicht hinter seinen Klemmergläsern. «Die Adresse des Königs? Zu welchem Zweck?»

«Ich bin Berichterstatter für amerikanische Zeitungen. Ich will den König interviewen. Dazu muß ich wissen, wo er sich aufhält, is'nt?»

«Die Adresse des Königs ist uns nicht bekannt», sagt der Sekretär.

Der Beamte verschwindet, um seinen Vorgesetzten von diesem wichtigen Fall zu unterrichten. Dann erscheint der Vorgesetzte selber, das Staatsgeheimnis in Person: «Was wünschten Sie bitte?»

Curtis wiederholt: «Die Adresse des Königs.»

«Ich bedaure. Die wissen wir selber nicht. Und wenn wir sie wüßten, könnten wir sie Ihnen höchstwahrscheinlich nicht geben.»

«Es ist doch stadtbekannt, daß der König einige Autostunden von hier im Gebirge wohnt.»

«Das sind Vermutungen.»

«Dann nennen Sie mir die Stelle, die mir Auskunft geben kann.»

«Eine solche Stelle gibt es nicht.»

«Das verstehe ich nicht.»

«Sie werden es verstehen, wenn Sie bedenken, daß wir im Krieg sind. Haben Sie mal von deutschen Fallschirmspringern und solchen Sachen gehört? Ich würde Ihnen gern helfen, aber es geht nicht. Nicht einmal die Gesandtschaften wissen, wo sich der König aufhält. Stellen Sie einen schriftlichen Antrag. Wir werden ihn weitergeben. Das geht dann über eine Deckadresse . . . .»

«Well», sagt Mr. Curtis, und er geht davon. Er stellt grundsätzlich keine schriftlichen Anträge.

Einstweilen gibt es in Tromsö selber genug zu sehen. Da ist zum Beispiel das Grand-Hotel.

In diesem Hause herrscht eine Atmosphäre von ganz besonderer Art. Das ist wie im Film. So etwas kann nur der Krieg schaffen. Es ist ein Kommen und Gehen — Abenteurer und Offiziere, Finnen und Polen und Franzosen, Freiwillige und Flüchtlinge.

Da gibt es einen schwedischen Offizier, der dem Oberkommandierenden ein ganzes Freikorps aus der Erde stampfen wollte — gegen eine Million Kronen. Aber Ruge hatte keine Million.

Von Zeit zu Zeit tauchen zwei norwegische Journalisten auf, die auf eigene Faust eine abenteuerliche «Frontzeitung» für die Truppen herausgeben. Die Nachrichten besorgen sie sich mit dem Rundfunkempfänger, den sie im Auto haben.

Hier gibt es Leute zu sehen, deren Lebensgeschichte aufregender ist als ein Wildwestroman, Leute, die in Spanien und Finnland und in China und Gott weiß wo gekämpft haben, jene ewigen Soldaten, die sich immer einfinden, wenn es irgendwo nach Pulver riecht.

Dann und wann kommen Flüchtlinge aus dem Süden. Sie sind mit kleinen Fischkuttern oder Motorbooten an der ganzen endlos langen Küste hinaufgefahren oder mit Schneeschuhen über die schwedische Grenze gekommen, manchmal durch die deutschen Vorpostenlinien hindurch.

Grand-Hotel — das ist eine Atmosphäre, wie sie Herr Curtis liebt. Er sammelt Material und macht fleißig Notizen.

Ein Zimmer im Hotel zu bekommen, scheint freilich so gut wie unmöglich zu sein. Das Haus ist bis zur Dachkammer besetzt.

Curtis muß daher vorläufig mit einem bescheidenen Privatquartier vorlieb nehmen. Er wohnt im Hause eines Mannes, der in der Heringsölfabrik von Tromsö arbeitet. Das gefällt ihm nicht. Es riecht dort überall nach Fisch.

Fremdenlegionäre

Bjerkvik (Narvik-Front), 17. Mai 1940

Bjerkvik liegt am Nordzipfel des Herjang-Fjordes, an dessen Küste die einzige von Narvik nach dem Norden gehende Straße entlangführt.

In Bjerkvik liegt seit einigen Tagen eine Brigade französischer Fremdenlegionäre. Die Männer haben anstrengende Gefechte an der Narvik-Front hinter sich. Jetzt liegen sie in Ruhestellung. Ein phantastisches Bild übrigens — diese nordische Landschaft mit den verschneiten Bergen und den roten Hütten und dazwischen diese sonnverbrannten wilden Burschen, die aus Algier und Marokko kommen: Ehemalige Soldaten aus der rotspanischen Miliz, blonde Schweden, verwegene Balkanleute, Südamerikaner, Abenteurer und davongelaufene Burschen aus aller Welt.

Die Legionäre nutzen ihre Ruhe aus. Sie bummeln herum. Sie rasieren sich gegenseitig die gewaltigen Vollbärte, die ihnen in den verschneiten Stellungen wuchsen. Sie stehen mit den Lappen zusammen, die ab und zu in Bjerkvik auftauchen. Es werden blühende Geschäfte getrieben. Die Lappen haben Felle mitgebracht und wünschen dafür Rum und Zigaretten zu bekommen.

Seit gestern gibt es Rum in Bjerkvik. Ein starker Lastwagen kam von Gratangen her und brachte mehrere Fässer Rotwein und eins mit Rum. Die Freude war groß, denn tagelang hat es nichts dergleichen gegeben.

Einer, der sich nicht am wenigsten freut, ist der Chef der Brigade, Colonel Husson. Er ist Franzose, wie sämtliche Offiziere der Fremdenlegion Franzosen sind. Und was sind Franzosen ohne Rotwein?

Was Colonel Husson betrifft, so gilt seine eigentliche Liebe einem ganz bestimmten Burgunder, den er, wenn er von Zeit zu Zeit in Paris war, bei Larue zu trinken pflegte. Aber wenn man vierzehn Tage lang gar nichts hatte, dann ist schon ein ganz gewöhnlicher «ordinaire» ein köstliches Getränk.

Husson ist ein Franzose, wie er im Buche steht. Er ist klein von Figur, er hat ein rotes, munteres Gesicht und ein Bärtchen auf der Oberlippe. Er ist die gute Laune selber. Heute ist er geradezu zu allerlei Unfug aufgelegt.

Das Déjeuner hat begonnen. Es ist natürlich alles ein bißchen primitiv. Die Weingläser sind nicht so zierlich und nicht so elegant wie bei Larue in Paris. Sie sind in den Bauernhütten zusammengesucht. Aber etwas, was nicht fehlt, sind die weißen sauberen Servietten, ohne die Husson ein tiefunglücklicher Mensch wäre.

Während die Ordonnanzen den ersten Gang — norwegische Sardinen und schwedische Gabelbissen — hereintragen, fährt vor dem Hause ein Lastwagen vor.

Colonel Husson erhebt sich vor lauter Neugierde halb von seinem Stuhl: «Etwa eine neue Fuhre Rotwein?»

«Es sieht leider nicht so aus», sagt einer seiner Bataillonskommandeure, «es sind norwegische Offiziere, und es scheint ein ziemlich hohes Tier dabeizusein . . . .»

«Stimmt», ruft ein anderer dazwischen, «ich möchte wetten, daß das ein General ist.»

Einen Augenblick später steht der General in der Tür — ein Mann am Anfang der Sechzig, hager, tiefernst, mit grauen Schläfen.

Er stellt sich selber vor: «Ruge».

Colonel Husson ist aufgesprungen. Er macht schnell noch einmal von seiner Serviette Gebrauch und geht dem Oberkommandierenden entgegen. Er überschüttet ihn mit einem ganzen Wasserfall höflicher französischer Wendungen.

Ruge versteht nur die Hälfte. Es wird ein wenig gekauderwelscht, man spricht zwischendurch englisch, und schließlich findet eine Verständigung statt.

Hinter Ruge erscheint ein junger Offizier. «Mein Sohn», stellt Ruge vor.

«Ich nehme an, Ihr persönlicher Adjutant», sagt Husson, mit liebenswürdiger Miene.

«O nein, ich habe ihn heute vormittag im Gebirge aufgetrieben. Er ist Verbindungsoffizier im Brigadequartier von Oberst Faye. Oberst Faye hat ihn mir als ortskundigen Begleiter mitgegeben, und Sie können sich vorstellen, daß ich nicht gerade widersprach.»

Inzwischen hat Husson längst veranlaßt, daß für die Gäste Gedecke aufgetragen werden. Die Unterhaltung geht weiter. Man spricht vom Krieg in Frankreich. Man spricht vom Krieg in Narvik. Man tauscht Erfahrungen aus. Zum Schluß sagt Ruge: «Nicht zuletzt hat meine Inspektionsreise den Zweck, festzustellen, ob die Herren irgendwelche Wünsche haben.»

«Wünsche?» Husson sieht sich fragend bei den Offizieren seines Stabes um.

Ein junger Kapitän tritt vor: «Es wäre vielleicht angebracht, wenn wir einen norwegischen Verbindungsoffizier bekämen. Es kommt alle Tage vor, daß unsere Posten norwegische Zivilisten anhalten. Dann sind wir immer ziemlich hilflos, weil keiner die Sprache des anderen versteht.»

«Mein Sohn spricht etwas Französisch», sagt Ruge, «wenn Sie wollen, lasse ich ihn gleich hier.»

«Verzeihung, Herr General, ist das ein Befehl?» fragt Husson mit dem Gesicht eines Spitzbuben.

«Es ist eine Anregung.»

«Dann bitte ich um die Erlaubnis, von dieser Anregung keinen Gebrauch machen zu müssen», sagt der Franzose mit einem Gesicht, dem niemand böse sein kann.

Ruge lächelt. «Sie fürchten, daß sein Französisch nicht ausreicht?»

«Und wenn er dreimal so gut Französisch spräche wie ich selber», sagt Husson, «ich würde ihn trotzdem nicht nehmen. Vojez, ich habe gewisse Erfahrungen auf diesem Gebiet. Im Weltkrieg war ich Bataillonskommandeur. Der Adjutant, den ich damals hatte, war der Sohn meines Korpschefs. Ich sage Ihnen, so etwas hat seine Gefahren. Der General hat immer ganz genau gewußt, wieviel gelbe Pernods ich in der letzten Woche getrunken hatte.»

«Das ist ein Grund», sagt Ruge.

Abenteuer in Överbygd

Överbygd, 18. Mai 1940

Mr. Curtis hat Freundschaft mit dem englischen Hauptmann geschlossen, mit dem er jetzt im Grand-Hotel ein hübsches Doppelzimmer teilt.

Das hat seine Vorteile. Der Hauptmann verfügt über einen requirierten Wagen, den er meistens selber fährt, und nimmt Herrn Curtis von Zeit zu Zeit bei seinen Reisen in die Berge mit.

Heute muß der Hauptmann das norwegische Oberkommando in Nordmo besuchen.

Nachdem sie Skjold passiert haben, wo Staatsminister Nygaardsvold wohnt, fängt Mr. Curtis an, die Gegend mit einer ganz besonderen, fast kriminalpolizeilichen Aufmerksamkeit zu betrachten. Sein Zimmergenosse kennt das schon. Curtis hat, was die Gegend zwischen Skjold und Nordmo betrifft, eine geheimnisvolle, fixe Idee.

Die Straße führt durch Hochwald und ist miserabler als anderswo. Der feuchte, im Tauwetter schmelzende Schnee liegt kniehoch.

«Halt», kommandiert Curtis plötzlich.

Der Hauptmann hält an und betrachtet seinen Fahrgast halb ärgerlich, halb belustigt.

«Würden Sie», fragt Curtis, «die Freundlichkeit haben, das letzte Stück zurückzufahren — bis zu der Stelle da hinten, wo die Radspuren abzweigen.»

«Sie wissen, daß ich pünktlich in Nordmo sein muß.»

«Fünf Minuten», schwört Curtis, «und keine Sekunde länger.»

Der Hauptmann tut, was Curtis wünscht. Er wendet, folgt den Radspuren, die in einen Seitenweg einbiegen, und hält an der Stelle, die ihm bezeichnet wird.

Curtis greift zum Fotoapparat und geht den Weg zu Fuß weiter.

Er steht bald vor einer kleinen Häusergruppe, die hübsch, ja malerisch hinter den Bäumen liegt. Es sind mehrere kleine Holzhütten, wie sie vermögende Norweger hier und dort im Gebirge haben.

Curtis fotografiert das alles, während er sich der Häusergruppe nähert. Mit besonderem Interesse betrachtet er die vorderste und größte unter den Hütten. Dort scheint sich hinter der Fensterscheibe ein Schatten zu bewegen ....

In diesem Augenblick hört er eilige Schritte. Im Handumdrehen hat er seinen Apparat unter dem Jakett versteckt. Dann erst wendet er sich um ....

«Was machen Sie hier?» schreit ein alter Mann, der mit langen Schritten herankeucht und mit einem Gewehr herumfuchtelt.

Der Alte trägt eine schwarze Fellmütze, unter der sein langes schneeweißes Haar hervorschaut. Am Ärmel hat er eine Armbinde mit einem Stempel. Eine Erscheinung, wie sie sonst nur in abenteuerlichen Romanen vorkommt.

«Was machen Sie hier?» schreit der Alte, und er sieht aus, als sei er zu allem entschlossen.

«Nicht so stürmisch», sagt Herr Curtis, «nehmen Sie erst mal Ihr Schießeisen ein bißchen beiseite.»

«Wollen Sie endlich sagen, was Sie hier wollen?»

«Ich wollte fragen, ob man ein bißchen Benzin bekommen kann.»

«Hier gibt es kein Benzin.»

«Gibt es wenigstens eine Tankstelle in der Nähe?»

Der Alte hat inzwischen den Wagen und den englischen Offizier am Steuer bemerkt. Er beruhigt sich. Er wird sogar umgänglich.

«Hier gibt es keine Tankstellen», sagt er, während er Herrn Curtis zum Wagen zurückführt: «Hier dürfen auch keine Autos halten.»

«Wir fahren gleich weiter», sagt Herr Curtis. «Hübsche Häuser sind das da.»

«Ja.»

«Es muß sich nett darin wohnen.»

«Ja.»

«Wem gehört das Grundstück?»

«Dem Oberarzt Holmboe.»

«Ist der Oberarzt in der Hütte?»

«Weiß ich nicht.»

«Ist sonst jemand da?»

«Weiß ich nicht.»

«Aber Sie wissen, warum Sie hier mit dem Schießgewehr auf und ab gehen?»

«Weiß ich auch nicht. Es ist das beste, wenn Sie mal den Gemeindevorsteher fragen.» Der alte Eisbär hat so ehrliche, blanke blaue Augen, als ob er wirklich von nichts eine Ahnung hätte.

Curtis hat wieder Platz genommen. Der Wagen fährt davon.

«Wissen Sie», fragt der Amerikaner, «wo wir eben gewesen sind? Das war die Hütte, wo der König wohnt.»

Optimismus

Hütte am Langvann, 18. Mai 1940

In der Hütte sitzt ein Mann, der mit langen dürren Fingern an den Knöpfen eines Radioapparates dreht — König Haakon.

Neben ihm liegt ein Zettel, auf dem er sich die Sendezeiten aller großen europäischen Sender notierte.

Es liegen auch andere Zettel da — Notizen, Bruchstücke aus Londoner Meldungen, Heeresberichte, dies und jenes.

Der König sitzt vornübergebeugt am Apparat und dreht noch immer an den Knöpfen. Musik, Morsezeichen, Gesang . . . .

Dann kommen Worte, deutsche Worte:

. . . . gelang es, an zwei Stellen in den ersten Gürtel der Festung Antwerpen einzudringen . . . .

Mecheln und Löwen im harten Kampf genommen . . . .

Brüssel kampflos übergeben . . . .

Südlich Maubeuge durchstießen deutsche Panzerkorps die französischen Grenzbefestigungen . . . .

Der König hat angespannt zugehört. Er hat ganz vergessen, daß er rauchte. Die Zigarette ist ihm in den Fingern abgebrannt. Er zerdrückt sie in der großen Marmorschale, in der schon unzählige andere zerdrückt wurden.

«Hast du gehört, Olav?»

Olav hat nichts gehört. Er liest in einem Buch und ist mit seinen Gedanken ganz woanders.

«Unvorstellbar», sagt König Haakon. Er geht auf und ab. Drei Schritte hin und drei zurück. Vielmehr Platz ist in der kleinen Hütte nicht.

«Unvorstellbar», sagt der König noch einmal. Er sagt es gewissermaßen zu sich selber. «Das geht schneller als bei uns. Der Krieg im Westen dauert kaum länger als eine einzige Woche, und die Deutschen durchbrechen schon die Festungen an der französisch-belgischen Grenze. Unvorstellbar.»

So gehen hier die Tage hin. Sie gehen mit Rundfunknachrichten, Grübeleien und unfruchtbaren Gesprächen hin. Der König hört früh und spät, bis tief in die Nacht hinein.

Zeitungen gibt es nicht. Die kleinen Zeitungen aus dem Nordland sind dürftig und veraltet. Die großen Blätter, die aus Stockholm herüberkommen, sind noch älter. Es bleibt nur der Rundfunk.

Der König und der Kronprinz wohnen in der größten der Hütten, die auf dem Grundstück des Oberarztes Homboes stehen. Es gibt darin ein einfach, aber gediegen ausgestattetes Wohnzimmer und daneben eine kleine Küche. Das ist alles.

Ihre Schlafräume befinden sich in einer zweiten Hütte. In der dritten Hütte wohnen die beiden Adjutanten, Oberst Nordlie und Major Östgaard.

Es ist ein Leben in Einsamkeit.

Von Zeit zu Zeit kommt Staatsminister Nygaardsvold von Skjold herüber. Plötzlich taucht irgendein englischer Admiral oder ein Attaché aus Tromsö auf. Sogar der Staatsrat hat schon in der kleinen Hütte am Langvann getagt.

Das sind die einzigen Abwechslungen. Sonst gibt es nur Spaziergänge in der Nachbarschaft, am Ufer des Sees entlang.

— — — —

Es ist Abend geworden. König Haakon steht am Fenster und sieht hinaus. Es liegt noch Schnee unter den Bäumen, aber er schmilzt dahin. Die Gebirgsbäche in der Nähe sind mächtig angeschwollen.

Da gibt es ein Geräusch, das Brummen eines Wagens.

«Das könnte Ruge sein», sagt König Haakon, und er wendet sich zu Major Östgaard.

Der Oberkommandierende gehört zu den regelmäßigen Gästen der Residenz im Blockhaus. Das Hauptquartier in Nordmo ist nicht weit, ein Katzensprung im Wagen.

Ruge ist gern gesehen. Er hat selten schlechte Laune. Immer bringt er Nachrichten.

«Haben Sie die letzten Nachrichten vom Krieg in Belgien gehört?»

«Ich war gestern und heute unterwegs. Ich habe nichts von Politik gehört.»

«Aber ich!» sagt der König mit Nachdruck. «Wissen Sie, wo die Deutschen stehen? Sie stehen jenseits der französisch-belgischen Grenze. Die große Schlacht, die sich zwischen Namur und Antwerpen entwickelt hat, scheint entschieden zu sein. Es sieht schlecht aus bei den Alliierten.»

«Die Deutschen werden wieder übertreiben.»

«Sagen Sie das nicht. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß sie eher weniger angeben als zuviel.»

«Man müßte hören, was London sagt.»

«Ach, London! Ich habe es gehört. Das ist so allgemein, so blumenreich, so nichtssagend — es ist bloß die Bestätigung. Die Deutschen haben Holland und Belgien erobert. Das sind kleine Nationen, wie wir selbst. Man kann sie nicht rechnen. Ich habe mir gesagt, man muß abwarten, bis der große Zusammenstoß mit der alliierten Hauptmacht erfolgt. Das ist jetzt geschehen. Die Deutschen haben sie vor sich hergejagt. Es gelingt ihnen alles. Ich habe mich heute sehr oft gefragt, ob dieser Krieg noch Zweck hat.»

Nach diesem Geständnis ist es totenstill in der kleinen Hütte. Olav nickt stumm vor sich hin, die beiden Adjutanten sehen betreten zur Erde.

Nächte im Grand-Hotel

Tromsö, 22. Mai 1940

Mr. Curtis kehrt spät abends von einem seiner Ausflüge ins Hotel zurück und macht eine angenehme Entdeckung.

In den letzten Tagen war die Speisekarte im Restaurant recht dürftig. Heute biegen sich die Tische. Es gibt Berge aus Butter. Es gibt Fleisch, soviel man will. Es ist alles da, Schweizer Käse und Gänseleberpastete, Whisky und französischer Kognak. Man sagt, es sei ein englisches Proviantschiff eingetroffen. Das halbe Hotel ist betrunken. Auch der englische Hauptmann, mit dem Curtis

das Zimmer teilt, hat die Gelegenheit wahrgenommen. Er ist ungewöhnlich fidel und redselig.

Herr Curtis wendet sein Interesse einem Nachbartisch zu, an dem es besonders ausgelassen zugeht. Der Gesellschaft gehört ein älterer Mann an, der sich durch ein auffallendes Benehmen hervortut. Er führt laute Reden. Er bedrängt die junge Frau, die neben ihm sitzt, mit Zärtlichkeiten.

Curtis beugt sich zu seinem Freund hinüber: «Kennen Sie den Mann da drüben — den mit den buschigen Augenbrauen?»

«Das ist Außenminister Koht.»

«Machen Sie keine Witze.»

«Ich sage Ihnen, es ist Koht. Ich sitze lange genug in diesem gräßlichen Nest, um ihn zu kennen. Sir Cecil Dormer hat mir einiges von ihm erzählt.»

Der Amerikaner mag es noch immer nicht recht glauben. «Wenn das wirklich Koht ist . . . .», sagt er. Aber er sagt nicht, was dann wäre.

Der Engländer errät, was hier unausgesprochen blieb. Er fragt: «Haben Sie sich niemals mit Whisky betrunken?»

«Ich bin nicht der norwegische Außenminister.»

«Was wollen Sie, das sind Privatsachen.»

«Als Außenminister hat man Pflichten. Ich bin kein Norweger. Ich bin auch nicht prüde. Aber so etwas macht man nicht, wenn man Minister eines Landes ist, das um seine Existenz kämpft.»

«Nun ja», sagt der Engländer, der offenbar keine Lust hat, moralische Debatten zu führen.

Curtis greift ihn plötzlich am Arm: «Sehen Sie zum Beispiel, wie er diese Frau da abküßt. Ich bitte Sie! Wenn es ein junger Frontoffizier wäre, würde ich sagen, meinetwegen und Glückauf und viel Vergnügen. Aber das da — pfui Teufel!»

Der Engländer stellt das Whiskyglas hin, dem seine verliebten, schon leicht beschatteten Blicke galten. «Hat er sie abgeküßt?»

«Überzeugen Sie sich selbst. Kennen Sie die Dame?»

«Gewiß kenne ich sie. Es ist seine Sekretärin, ein Fräulein Diesen. Man sagt, sie sei seit dem 9. April mit ihm herumgezogen.»

«Verwandt mit Admiral Diesen?»

«Einige sagen, es sei die Tochter des Admirals. Andere sagen, der Admiral habe gar keine Tochter. Ist mir auch egal, wen der norwegische Außenminister abknutscht. Kellner, mir noch einen Whisky!»

Curtis hat seinen Notizblock herausgeholt. Das ist ein Abend, der sich lohnt. Eine Story nach der anderen.

«Und der junge Mann mit dem bunten Hemd?»

«Das ist Nordahl Grieg», erklärt ihm sein Freund. «Vielleicht haben Sie einmal von dem Komponisten Edvard Grieg gehört. Der Komponist und der Vater dieses Grieg da drüben waren Vettern, wenn ich micht recht entsinne. Den Nordahl sollten sie sich genauer ansehen. Das lohnt. Dramenverfasser, Weltreisender, Salonbolschewist, alles, was Sie wollen. Der Mann hat in Spanien gekämpft. Er ist mit Segelschiffen unterwegs gewesen. Er kennt den Kaukasus und Wladiwostok. Das ist ein Mann, der die Welt kennt.»

«Was macht er hier? Hat er gegen die Deutschen gekämpft?»

«Sie sehen, was er macht. Er säuft. Manchmal macht er auch Gedichte. Übrigens ist es halb zwei, und ich muß morgen früh aufstehen. Ich glaube, man geht ins Bett.»

Curtis macht emsig Notizen. Er hat noch keine Neigung zu gehen.

«Was machen Sie eigentlich mit diesem ganzen Blödsinn?» fragt der Engländer, «kabeln Sie das nach Washington?»

Mr. Curtis rührt in seinem Kaffee herum (er hat sich heute aus guten Gründen enthalten) und antwortet schließlich mit einer Gegenfrage: «Was sagen Sie eigentlich zu Tromsö?»

«Tromsö ist gräßlich. Ich wollte, ich wäre wieder 'raus.»

«Sehen Sie, ich finde Tromsö großartig. Ich werde aus Tromsö einen Roman machen. Keine Reportage, wissen Sie. Einen richtigen packenden Roman, das Thema fordert einen ja geradezu heraus — Mitternachtsonne, hoher Norden, Schnee und Eis, diese merkwürdigen Menschen, diese Abenteuer, diese verwegene Atmosphäre. Diese heldischen Momente und zugleich diese Dekadenz . . . .»

Am Nachbartisch werden Stühle gerückt. Die Gesellschaft da drüben bricht auf. Arm in Arm verlassen sie das Restaurant.

«Um noch einmal auf Koht zu kommen», fragt Curtis, «ist er nicht verheiratet?»

«Natürlich ist er. Aber er hat das nie so genau genommen. Da könnte ich Ihnen verschiedene kleine Geschichten aus Paris erzählen. Ich weiß sie vom Gesandten. Aber davon ein andermal.»

«Ich werde Sie beim Wort nehmen.»

«Kellner», ruft der Engländer, «ich möchte zahlen. Der Koht, wissen Sie, nimmt es auch in Tromsö nicht so genau. Sie alle nehmen es nicht so genau. Ich wohne jetzt drei Wochen im Grand-Hotel, da braucht man kein Reporter zu sein, um dies und jenes festzustellen. Kellner, ich möchte zahlen.»

Botschaft aus London

Nordmo (Quartier des Oberkommandos), 2. Juni 1940

Eine Ordonnanz meldet: «Oberst Pollock!»

General Ruge verläßt den Tisch, an dem er mit den Offizieren des Stabes stand, und geht seinem Gast entgegen. Er hat Pollock nicht gebeten. Wenn Pollock von selber kommt, wird er eine Nachricht aus London bringen. Und was für günstige Nachrichten können im Augenblick aus London kommen?

Oberst Pollock ist ein Mann am Anfang der sechzig, eine der markantesten Erscheinungen unter den englischen Offizieren, die jetzt noch in Norwegen sind — hervorragender Schütze und leidenschaftlicher Jäger (er brachte seine Jagdbüchse mit in den Norden). Auch als Autosportler machte Pollock von sich reden. Er war einer der ersten, die im Wagen von London nach Kapstadt fuhren.

Oberst Pollock ist seit 14 Tagen in Norwegen. Er ist als Verbindungsmann zwischen London und dem norwegischen Oberkommando hergeschickt worden.

«Was bringen Sie Gutes, Herr Oberst?»

Die zusammengekniffenen Lippen des Engländers öffnen sich: «Ich habe eine Nachricht zu überbringen, Herr General, deren Charakter es wünschenswert erscheinen läßt, daß ich sie zunächst Ihnen allein mitteile.»

Die Mitarbeiter Ruges verstehen diesen Wink und verlassen ohne Aufforderung die kleine Stube, die seit Mai der Sitz des Oberkommandierenden ist.

Pollock nimmt Haltung an, als er nun zu reden anfängt: «Herr General, ich habe den Auftrag, Ihnen mitzuteilen, daß der Oberste Kriegsrat beschlossen hat, die alliierten Truppen aus Nordnorwegen zurückzuziehen.»

Ruge sieht zum Fenster hinaus und nickt einige Male vor sich hin, als ob er sagen wollte: da haben wir es nun.

Mit unerwarteter Heftigkeit fragt er plötzlich: «Und Narvik? Sollen wir Narvik aufgeben?»

Oberst Pollock hat das ganz und gar überhört: «Ich habe außerdem die Pflicht, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß der Beschluß des Obersten Rates endgültig und unwiderruflich ist.»

«Und Narvik?» Ruge fragt noch einmal, er schreit es fast.

Wie um sich zu besänftigen, geht er dann in der Stube auf und ab. Im Grunde überrascht es ihn ja nicht. Man legt ihm täglich die Nachrichten vor, die die ausländischen Sender bringen. Und was sind das für Nachrichten! Die Deutschen haben Holland überrannt, sie

haben Belgien überrannt, sie werden alles andere überrennen, was ihnen im Wege ist. Es steht schlecht um die Sache der Alliierten. Man kann begreifen, daß die da drüben in London und Paris den Kopf verlieren. Aber daß sie gerade jetzt kommen, ausgerechnet jetzt, da Narvik eine Frage von wenigen Tagen ist!

«Hören Sie», sagt General Ruge, und es ist etwas Beschwörendes in seiner Stimme, «wir können Narvik nicht aufgeben. Das ist uns so gut wie sicher. Nehmt eure Truppen in drei oder vier Wochen zurück, meinetwegen, aber erst müssen wir Narvik haben. Wenn wir die Bahn besitzen und wenn wir diesen Dietl über die schwedische Grenze gedrängt haben, dann haben wir eine Grundlage. Begreifen Sie das nicht? Wir können dann allein weiterkämpfen, wir werden uns noch in Finnmarken schlagen! Berichten Sie nach London, was ich Ihnen sage. Wir brauchen Narvik, weil wir kämpfen wollen. Und wenn wir kämpfen, so ist das auch ein Kampf für die Sache der Bundesgenossen . . . .»

— — — —

Es gab eine Zeit, in der England den Skandinaviern klarmachte, daß es gut sei, wenn sie kämpfen würden. Jetzt ist es ein Nordländer, der es den Londonern klarmacht.

Wie sich innerhalb weniger Wochen ein Weltbild ändern kann!

Vielleicht machen sich auch die Männer aus dem Kabinett Nygaardsvold ihre Gedanken über diesen seltsamen Wandel?

Sie sind im Bilde. Jedem ist unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit mitgeteilt worden, daß die Alliierten abziehen wollen. Was soll werden?

«Das ist das Ende, fürchte ich», sagt einer, und gleich darauf verstummt er wieder, weil hinter ihm eins der Dienstmädchen des Hauses auftauchte.

Alle Gespräche verstummen. Es wäre verhängnisvoll, wenn etwas durchsickerte. Man weiß, mit welcher Schnelligkeit sich solche Nachrichten verbreiten. Es geht von Kompanie zu Kompanie, von Regiment zu Regiment. Und schon heute ist es klar, daß dies die fürchterlichste der Enttäuschungen sein wird, die Norwegen im Verlauf des Krieges erlebte.

Da betritt Verteidigungsminister Ljungberg das Zimmer.

Nachdem er sorgfältig die Tür hinter sich verschlossen hat, sagt er: «Meine Herren, ich habe soeben mit dem König telefoniert. Ich habe den Auftrag, sie alle zu einer Sitzung einzuladen . . . .»

Es wurde nicht gesagt, was der Gegenstand dieser Kabinettsbesprechung sein würde. Jeder weiß es.

Begegnung im Schnee

Överbygd, 3. Juni 1940

Am Vormittag des 3. Juni läßt sich Stortingspräsident Hambro nach Överbygd fahren.

Er hat seinem Koffer einen dunklen Anzug entnommen und mit viel Sorgfalt Toilette gemacht. Er ist heute beim König und beim Kronprinzen zum Lunch eingeladen.

Hambro wohnt jetzt in Tromsö, in der Villa des Brauereibesitzers Mack. Vor einer Woche etwa traf er aus Stockholm ein. Und er ist noch heute ganz erschöpft von dieser Reise. Mit der Bahn nach Rovaniemi, mit dem Autobus durch die weiten Wälder Lapplands, von Kirkenes nach Tromsö mit einem kleinen Dampfer (wobei Hambro seekrank wurde) — das ist heutzutage die Verbindung zwischen Stockholm und dem norwegischen Regierungssitz Tromsö.

Aber auch das Autofahren im Lande Troms ist kein reines Vergnügen.

Der Juni hat angefangen, und im Nordland sieht es noch immer recht unfreundlich aus. Es ist die Zeit der Schneeschmelze. Fußhoch liegt dieser Schnee auf der Straße, der schon kein richtiger Schnee mehr ist.

Von den steilen Berghängen sind ganze Lawinen über die schmale Fahrbahn herabgegangen. An besonders schlimmen Stellen haben die Straßenarbeiter Bretter ausgelegt. Das Fahren wird hier zur Akrobatik. Wehe, wenn die Räder von den Brettern abgleiten!

Hambro hält sich unwillkürlich an den Lederpolstern fest. Hinter einer Kurve ist ganz überraschend ein Wagen sichtbar geworden, der ihnen entgegenkommt.

Der Fahrer setzt das Tempo herab und fährt scharf zur Seite, in den Schnee hinein. Der fremde Wagen ist inzwischen langsam näher gekommen.

«Wollten Sie nicht», fragt der Fahrer, «zum König nach Överbygd?»

«Natürlich.»

«Der König sitzt da drüben im Wagen, und der am Steuer, das scheint der Kronprinz zu sein.»

«Ausgeschlossen», erklärt Hambro, «ich bin zum Lunch beim König eingeladen.»

Vorsichtshalber macht er aber die Tür auf, und da sieht er, daß sein Fahrer recht hat. Er geht mit entblößtem Haupt und einer tiefen Verbeugung auf den andern Wagen zu.

«Nichts mit dem Lunch», sagt der König, «wir treffen uns in

Tromsö. Wußten Sie nicht, daß das Kabinett zusammengerufen wurde?»

Hambro weiß es nicht. Man hatte vergessen, ihn zum Staatsrat einzuladen, wie man vergessen hat, ihn vom Lunch in Överbygd auszuladen.

Die Rede des Generals

Tromsö, 3. Juni (Nachmittag) 1940

Die Männer der Regierung haben sich im Bischofshaus versammelt. Sie stehen mit ernsten Gesichtern herum und warten auf den Anfang. Es ist die Atmosphäre, wie sie bei Beerdigungen herrscht. Und es wird ja auch etwas zu Grabe getragen — die Illusionen vom April. Wie sagte Halifax damals? «Wir sind mit euch!» Wie sagte Chamberlain? «Wir sind entschlossen, alle Hilfe zu bringen!»

Das Kabinett ist vollzählig beisammen. General Ruge, eine Mappe unter dem Arm, ist soeben eingetroffen.

Der König und der Kronprinz, beide in Generalsuniform, nehmen an der Tafel, die aus mehreren Tischen zusammengesetzt ist, Platz. Die Sitzung ist eröffnet.

König Haakon gibt mit wenigen, dürren Worten, denen man aber die Erregung des Sprechers anmerkt, einen Überblick über die Situation.

Hambro erhält dann das Wort. Er hat es eben erst lang und breit mit dem König erörtert, während sie zusammen nach Tromsö fuhren.

«Drei Möglichkeiten gibt es», sagt er. «Erstens: wir kämpfen weiter. Zweitens: wir kapitulieren. Drittens: wir verlassen das Land und setzen den Kampf von draußen fort . . . .»

Schon jetzt steht fest, was die Regierung beschließen wird. Die entscheidenden Gespräche sind vor der Sitzung geführt worden. Hambro hat gearbeitet. Ruge hat gearbeitet. Die Wankelmütigen sind längst niedergeredet. Am Schluß werden alle ja sagen. Auch der müde, abgekämpfte Nygaardsvold wird ja sagen. Er hat bis jetzt mitgemacht, er wird auch weiter mitmachen.

Aber die Gesetze der Demokratie wollen es wohl, daß die Fiktion der freien Aussprache und des freien Beschlusses aufrechterhalten wird.

Hambro redet. Er spielt mit Worten und mit Paragraphen. Er untersucht sogar die Frage, ob eine Kapitulation mit der Verfassung vereinbar sei. Als ob nicht inzwischen Ereignisse eingetreten seien, die alles über den Haufen geworfen haben! Spricht man in

der Schicksalsstunde einer Nation von Papier? Greift ein Ertrinkender zum Gesetzbuch, um schnell noch einmal nachzusehen, ob das Ertrinken erlaubt sei?

General Ruge wird aufgefordert, sich über die militärische Lage zu äußern. Er ist vier Stunden im Wagen vom Hauptquartier Nordmo bis Tromsö unterwegs gewesen. Er hat Zeit gehabt, sich alles zu überlegen.

Der General breitet eine Landkarte auf dem Tisch aus und beginnt: «Wir haben Bodö geräumt und die Verteidigung von Helgeland aufgegeben. Was an norwegischen Einheiten in jenen Gegenden existierte, haben wir nach Tromsö zurückgerufen . . . .»

Der Redner unterbricht sich und tippt mit dem Finger auf die Karte.

«Es geht nur noch um dies hier, um Narvik! Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich nicht erst seit heute oder gestern mit der Möglichkeit beschäftige, daß uns unsere Verbündeten endgültig in Stich lassen. Ich habe mich daher leidenschaftlich bemüht, den letzten Großangriff auf die deutschen Stellungen in Gang zu bringen. Die Sachen stehen dort nicht schlecht, aber es dauert alles so entsetzlich lange. Die Deutschen halten sich mit einer Zähigkeit, der wir unsere Hochachtung nicht versagen können. Trotzdem kann man sich an den Fingern ausrechnen, daß der Kampf in einigen Tagen zu Ende sein müßte, wenn . . . ja wenn! Und das ist es eben. Es hängt zu viel von unseren Verbündeten ab. Nehmen wir an, wir haben Dietl endgültig erledigt — was dann? Dann haben wir für unsere nächsten Operationen gewisse Aussichten. Aber auch in diesem Fall brauchen wir Unterstützung. Eine Fortsetzung des Kampfes setzt voraus, daß uns die Alliierten wenigstens ihre Flugzeuge und ihre Flak hierlassen. Sie müssen uns Gewehre und Munition geben. Mit unseren eigenen Vorräten geht es zu Ende. Was aber, wenn sie es nicht tun?»

Ruge sieht sich im Kreise um, als erwarte er eine Antwort auf seine Frage. Bedrückte, mutlose Gesichter. Der Außenminister trommelt mit den Fingern auf dem Tisch. Hambro sieht elegisch zum Fenster hinaus. Der König betrachtet seine Hände, die gefaltet vor ihm liegen.

«Es ist bitter», fährt Ruge fort, «es aussprechen zu müssen, aber es muß gesagt werden — nach den Erfahrungen, die wir bisher mit unseren Verbündeten gemacht haben, ist es besser, auf eine weitere Unterstützung nicht mehr zu rechnen. Das würde bedeuten, daß wir in diesem Kampf ganz allein auf uns selber gestellt sind. Das würde bedeuten: bombardierte Städte, brennende Dörfer, Kom-

panien ohne Munition, Rückzug nach Finnmarken, Rückzug bis ans Ende. Ich empfehle unter diesen Umständen die Aufgabe eines Kampfes, der in jeder Beziehung aussichtslos ist.»

Der Kronprinz nimmt das Wort

Der Staatsrat beschließt: König und Regierung verlassen das Land, um von England aus den Kampf fortzusetzen.

Aber viele Fragen sind noch zu klären. Was wird aus der Armee? Was wird aus der Kriegsflotte? Was wird aus der Luftwaffe?

Ruge ist dafür, daß die Truppen den Versuch machen sollen, möglichst geschlossen zu entkommen und dann auf irgendeine Weise nach England zu gehen. Sein Vorschlag stößt auf Widerspruch. Der Weg dieser Truppen müßte höchstwahrscheinlich über Finnland gehen, und das gäbe, fürchtet man, neue politische Verwicklungen. Es wird hin und her diskutiert. Man einigt sich schließlich dahin, die Armee zu demobilisieren. Die Soldaten sollen Anweisung bekommen, in Zivilkleidern nach Hause zu gehen. Die aber, die weiterkämpfen wollen, mögen sich nach Finnland hinüberschlagen und sehen, wie sie weiterkommen — über Island nach England oder Kanada. Die Flotte soll geschlossen nach England gehen und soviel wie möglich Soldaten mitnehmen. Die Flugzeuge, die noch einen Überseeflug aushalten, sollen die Shetlandinseln anfliegen. Die andern sollen zerstört werden.

Wer aber bleibt, um mit den Deutschen zu verhandeln?

Ruge, der Soldat, steht auf: «Meine Herren, die Frage, wer von uns hierbleibt, um wegen der Kapitulation zu verhandeln, möchte ich beantworten. Sie dürfen mir glauben — es wäre mir eine große Genugtuung, wenn ich mit Ihnen nach England fahren könnte, um von dort aus den Kampf weiterzutreiben. Aber ich glaube, das geht nicht. Was bin ich? Ein geschlagener General. Ich habe schon einmal meine Truppen verlassen müssen — damals in Aandalsnes. So etwas macht man nicht zweimal. Die Frage, wer von uns hierbleibt, ist beantwortet. Ich bitte, mich hierzulassen.»

Diese Worte bleiben nicht ohne Eindruck, aber auch nicht ohne Widerspruch. Alle verstehen Ruges Gefühle. Aber Gefühle, sagt einer, sollten in solchen Situationen nicht maßgebend sein. Es bilden sich zwei Parteien. Die Diskussion wird heftig.

Sie verstummt, als einer das Wort nimmt, der die ganze Zeit schweigend dabeigesessen hat — der Kronprinz.

«Meine Herren», sagt Olav, «so ehrenhaft der Vorschlag des Gene-

rals Ruge ist, ich würde nicht empfehlen, ihm zuzustimmen. Ich mache einen anderen Vorschlag. Lassen Sie mich hier!»

Die kleine Versammlung ist überrascht.

Nur der König ist nicht überrascht. Er hat gewußt, daß es kommen würde, und er hat es gefürchtet. Das ist der Punkt, über den er sich mit seinem Sohn hundertmal in diesen Tagen auseinandergesetzt hat. Er läßt seine Blicke ängstlich reihum gehen.

Olav fährt fort: «Ich habe mich der Armee immer sehr verbunden gefühlt und niemals mehr als heute. Ich werde bleiben. Ich werde mich in deutsche Gefangenschaft begeben, wenn es sein muß. Ich betrachte es nicht als Vergnügen, Gefangener zu sein, aber ich verspreche mir davon gewisse Vorteile für unsere Sache. Meine Herren, ich habe nicht die Absicht, Ihnen in Ihre politischen Entschlüsse hineinzureden, aber Sie können nicht bestreiten, daß sie einen peinlichen Beigeschmack haben. Die Nation bleibt. Die Regierung geht. Das ist und bleibt eine Flucht. Wenn sich ein Mitglied des Königshauses entschließt, in dieser kritischen Stunde beim Volk, bei der Armee zu bleiben, so kann das, glaube ich, nicht ohne eine gewisse Wirkung bleiben, und die Deutschen . . . .»

«. . . . würden sich freuen», ruft einer dazwischen.

«Ob sich die Deutschen freuen oder nicht», fährt der Kronprinz nicht ohne Schärfe fort, «ist dabei ganz ohne Belang. Ich möchte eher sagen, daß die Deutschen durch so eine Geste verpflichtet sein werden. Ich muß an ein Ereignis denken, das wir erst vor einigen Tagen am Rundfunk hörten . . . . der König der Belgier kapitulierte und begab sich an der Spitze seiner Armee in deutsche Gefangenschaft. Ich muß gestehen, daß es mir angenehmer ist, an den König der Belgier zu denken als an die vielen gekrönten Häupter, die sich heute in London aufhalten. Ich möchte bleiben, und ich würde mich freuen, wenn die Regierung meinen Entschluß gutheißen würde.»

Sie hieß ihn nicht gut. Sie stimmte auch dem Wunsch Ruges nicht zu. Die Frage wurde vertagt. Es wurde beschlossen, daß alle Beteiligten sich die Sache noch einmal gründlich überlegen sollten.

Letzter Staatsrat

Tromsö, 7. Juni 1940

Der Tag fängt trübe an und hört trübe auf. Auf dem Sund von Tromsö kreuzen zwei kleine grau gestrichene englische Wachtschiffe. Man spricht davon, daß weiter draußen ein englischer Kreuzer vor

Anker liegt. Aber man sieht ihn nicht. Regenschauer jagen von der See her über Stadt und Sund und machen alles Ferne unsichtbar.

In der Stadt herrscht eine seltsame Erregung. In den Hotels werden Koffer gepackt. Vor dem Grand-Hotel steht ein ganzer Wagenpark. Leute laufen durcheinander. Jedermann spürt, daß dies ein Tag ist, der bedeutsamer ist als andere Tage.

Schon am Morgen beginnt es zu munkeln. Am Mittag weiß es die ganze Stadt: die Regierung geht heute nach England.

Einstweilen freilich ist die Regierung noch im Bischofshaus versammelt. Der letzte Staatsrat auf norwegischem Boden wird abgehalten. Das Programm ist kurz. Es werden zwei Minister ohne Portefeuille ernannt — eine politische Demonstration ohne jede tatsächliche Bedeutung. Diese beiden Minister (Arne Sunde, ehemaliger Justizminister im Kabinett Mowinckel, und Ander Fjelstad, ein bekanntes Mitglied der Partei der Landwirte) halten sich seit längerer Zeit im Ausland auf.

Vor allem aber ist es General Ruge, der das Thema dieser letzten und ein wenig überflüssigen Sitzung des Staatsrats ist. Ruge hatte die klare Weisung erhalten, nach England mitzugehen. Er protestierte mehrfach dagegen, war aber schließlich einverstanden, und somit war alles in bester Ordnung. Jetzt, kurz vor der Abfahrt aus Tromsö, schickt er der Regierung eine Deputation auf den Hals, die alles wieder umwerfen will. Die Herren vom Oberkommando haben plötzlich herausgefunden, daß es ein böser Fehler wäre, wenn Ruge nach England ginge. Sie fürchten, daß das Heer und nicht zuletzt auch das Volk schwer enttäuscht sein würden. Ruge, findet man, soll bleiben, wo das Heer bleibt.

Er schickt eine Abordnung nach Tromsö, und nun muß die Regierung noch einmal zusammentreten. Es wird beschlossen, dem Querkopf Ruge seinen Willen zu lassen. Mag er also bleiben!

So trübe, wie es draußen auf dem Sund ist, so trübe sieht es auch in dem Raum aus, in dem sich die Minister versammelt haben. Sie lassen die Köpfe hängen. Sie wissen sehr wohl, was dieser Tag für jeden von ihnen bedeutet. Nicht alle haben ihre Familie über die Grenze gebracht. Der Abschied vom Lande ist auch ein Abschied von den Familien, ein Abschied von Weib und Kind und Haus und Hof. Manch einer ist darunter, der lieber bleiben als gehen würde. Aber solche Gedanken werden nur gedacht und nicht ausgesprochen. Keiner möchte, daß man ihn einen Verräter oder Feigling nennt. Es ist eben nicht immer sehr bequem, Minister zu sein.

Zum Glück besteht die Welt nicht nur aus Ministern. In Tromsö

sitzen auch einige Dutzend Beamte aus den verschiedenen Ministerien herum. Sie sind aus Oslo mitgekommen, oder sie haben sich ihren Chefs später angeschlossen — nach einer umständlichen Reise durch Schweden. Die Beamten haben es leichter als die Staatsräte. Sie dürfen aussprechen, was sie denken. Sie stehen in kleinen Gruppen auf den Korridoren des Hotels und halten Rat.

«Ich gehe nicht mit», sagt ein älterer Beamter aus dem Außenministerium, «ich werde nach Oslo fahren und mich dem Verwaltungsrat zur Verfügung stellen.»

«Sie sagen Verwaltungsrat und meinen Ihre Frau.» Der Mann, der diese höhnische Bemerkung machte, ist ein junger Beamter aus dem Justizministerium. Übrigens lachte niemand über seinen böswilligen Scherz.

«Ist es eine Schande?» fragt der Alte zurück, «wenn einer an seine Frau und seine Kinder denkt? Sie sind ein junger Mensch, Sie sind unverheiratet, Ihnen fällt es leicht, davonzugehen.»

«Wir werden wiederkommen», sagt der Junge.

«Vielleicht. Aber das bestimmen nicht wir. Das bestimmt nicht einmal General Ruge oder der Staatsminister Nygaardsvold. Das hängt ganz und gar davon ab, wie die Großmächte ihren Krieg beenden.»

«Zweifeln Sie daran, daß England diesen Krieg gewinnt?»

«Allerdings bezweifle ich das. Was in Norwegen geschehen ist, will ich nicht einmal für entscheidend halten. Aber inzwischen hat sich ja auch im Westen einiges ereignet. Ist Ihnen das entgangen? Holland und Belgien sind kleine Nationen wie wir. Ich will sie nicht rechnen. Aber die Deutschen haben auch die Engländer überrannt. Sie haben die Franzosen überrannt. Ich sage Ihnen, in wenigen Wochen ist es mit Frankreich vorbei, und auch für England wird die Stunde kommen.»

«England ist stark.»

«Um so länger wird es vielleicht dauern. Ich bin ein guter Norweger, aber ich bin kein Engländer. Ich möchte mein Privatschicksal nicht mit einer so unsicheren Sache verbinden. Man sitzt in Schottland oder Kanada oder was weiß ich. Ihre Familie sitzt in Oslo. Sie sehen und hören nichts. Post kommt nicht. Sie machen sich Sorgen. Auch die in Oslo machen sich Sorgen. Das geht jahrelang. Hören Sie auf, ich habe den vorigen Krieg miterlebt, ich weiß, wie das ist . . . .»

Solche Gespräche werden heute in Tromsö geführt. Und nicht bloß bei den Beamten. Es sind auch die Männer vom Rundfunk und vom Norwegischen Telegramm-Büro und hundert andere da.

An alle stellt dieser Tag die gleiche große Frage: im Lande bleiben oder nach England gehen.

Die einzigen, die Tromsö leichten Herzens, ja sogar mit Vergnügen verlassen, sind die Angehörigen der Diplomatie. Es sind freilich nicht mehr viel da — Monsieur Dampierre (seine Frau hatte er Anfang Mai nach England geschickt), Sir Cecil Dormer und schließlich noch die Polen, Herr und Frau Neumann. Die anderen haben sich inzwischen entfernt.

Die Zeit in Tromsö war kein Vergnügen. Wenn sie später an diese Woche zurückdenken sollten, so werden sie an verschneite Straßen, steckengebliebene Autos, primitive Unterkünfte, ungeheizte Stuben und hundert andere Unbequemlichkeiten denken.

Am Kai stehen schon ganze Berge von Koffern und Kisten. Immer mehr Autos versammeln sich in der Stadt. Die englischen Flak-Kanoniere fangen an, ihre Stellungen zu verlassen. Hin und wieder hört man entfernte Detonationen. Man erzählt sich, daß es die Sprengungen sind, mit denen die Engländer das zurückgelassene Material unbrauchbar machen.

Am Nachmittag macht eins der englischen Wachtschiffe an der Brücke fest. Gegen fünf versammeln sich die Fahrgäste — Minister, Diplomaten, Attachés, Beamte und Offiziere. Englische Marinesoldaten haben den Platz abgesperrt.

Die halbe Stadt läuft zusammen. Die Einwohner von Tromsö sehen dem großen Abschiednehmen zu. Sie kennen diese Leute alle, sie kennen jeden Minister und jeden Oberst. Sie haben sie in ihren Wohnungen beherbergt, sie haben sie täglich auf der Straße gesehen.

Eine Bewegung geht durch die Menge. General Ruge ist plötzlich aufgetaucht und schreitet durch die Reihen. Er drückt allen, die auf der Brücke stehen, die Hand. Da wissen die Leute, daß Ruge zu denen gehört, die nicht mit nach England gehen.

Merkwürdigerweise gehört auch der Außenminister Koht nicht zu denen, die aufs Schiff gehen. Will er bleiben? Wird er mit den Deutschen verhandeln? Wird er nach Schweden gehen? (Die Eingeweihten wissen, daß er noch einen Tag in Tromsö bleiben wird, um eine Proklamation bekanntzugeben.)

Wo aber ist der König? Die Leute von Tromsö haben ihn nie gesehen. Dann und wann, heißt es, ist er im Bischofshaus aufgetaucht. Meistens aber hielt er sich in der Einsamkeit seines heimlichen Quartiers auf. Niemand weiß freilich genau zu sagen, wo das gewesen ist.

Dafür weiß man um so mehr Geschichten vom König zu er-

zählen. Man sagt, der König habe sich einen mächtigen schwarzen Vollbart angelegt, um sich unkenntlich zu machen. Er wollte die deutschen Späher überführen. Hat niemand unter den Leuten auf der Brücke einen Herrn mit einem schwarzen Vollbart gesehen?

Jetzt wird es ernst. Die ersten haben das Schiff betreten. Frauen fangen an zu weinen. Dann weinen auch die Männer. Jeder weiß, daß dies eine Schicksalsstunde ist.

Aber es ist ein kleiner Unterschied dabei. Die einen weinen, weil sie ihr Vaterland aufgeben. Frau Neumann weint, weil sie zwei kleine Pekinesen aufgeben soll.

Das Wachtschiff legt von der Brücke ab. Die Schraube beginnt zu arbeiten und wühlt Schaum auf. Hüte werden geschwenkt, Taschentücher werden an die Augen geführt. Das Wachtschiff wendet und nimmt Kurs auf den Kreuzer ‚Devonshire', der weit draußen im Sund liegt. Man ahnt ihn mehr, als man ihn sieht. Ein dünner, feiner Regen fällt herab.

Die Leute zerstreuen sich. Manche gehen in die Stadt, manche bleiben am Kai stehen. Dieser 7. Juni war ein Tag, über den es noch viel zu reden geben wird. Irgendjemand hat sich erinnert, daß der 7. Juni kein Tag ist wie alle anderen. Es ist der Tag, an dem vor fünfunddreißig Jahren die Auflösung der Union mit Schweden stattfand. Das hat sich schnell herumgesprochen in der Menge. Und es ist eine alte Sache, daß solche kleinen Zufälligkeiten ganz plötzlich eine große, fast mystische Bedeutung haben können.

Man weiß noch immer nicht recht, ob der König nun eigentlich an Bord gegangen ist oder nicht. Die einen sagen, es sei ein Mann mit einem schwarzen Vollbart dagewesen, und das sei der König. Die anderen sagen, es habe keinen Mann mit einem schwarzen Vollbart gegeben. Die dritten behaupten, der König sei schon seit Vormittag an Bord der ‚Devonshire'.

Kleine Kutter, unbeachtet

Keine der Parteien hat recht. Wenn die Leute dem General Ruge folgen würden, der jetzt im Wagen die Stadt verläßt, so würden sie wissen, daß der König noch an Land ist und sich eben anschickt, Tromsö zu verlassen.

Er wollte kein Aufsehen erregen. Er wollte keine Szenen. Vielleicht fürchtete er, einer Szene nicht gewachsen zu sein.

Zwei Stunden, nachdem das englische Wachtschiff die Brücke von Tromsö verließ, trifft König Haakon auf dem Hof der Heringsölfabrik ein. In seiner Begleitung befinden sich Kronprinz Olav,

die Adjutanten und einige Offiziere. Auch General Ruge trifft jetzt ein.

Die kleine Gesellschaft besteigt einen Fischkutter, der an der Anlegestelle der Fabrik festgemacht hat. Dann fahren sie hinüber zur ‚Devonshire'.

Der Abschied ist nicht fröhlicher als der Abschied der anderen. Auch hier fließen Tränen.

Der Kutter, von niemand beachtet, nähert sich dem englischen Kreuzer.

«Werden wir uns wiedersehen?» fragt König Haakon.

«Wir werden uns wiedersehen», sagt General Ruge. «Es gibt niemand in diesem Lande, der sich nicht den Tag herbeiwünscht, wo Eure Majestät wieder über die Karl-Johan fahren.»

«Glauben Sie wirklich?» sagt der König wehmütig, «ich weiß nicht recht . . . .»

ENDE



